

Beilage zur Volksstimme

Nummer 288

Wiesbaden, Samstag, den 11. Dezember 1920

2. Jahrgang

Wirtschaftspolitische Rundschau

Die Bedeutung, die der Spekulant an der Waise angeht, ist, damit trotz aller verständigen Bemühungen mäßigender Bankstelle nicht ab. Es hat ein gewisses Aufsehen erregt, daß der Direktor der Deutschen Bank, Hanskowitz, in sehr düsteren Farben die kommenden Ereignisse schilderte, sogar von einer lächerlichen Krise sprach, von der die Welt bedroht sei. Aber das Treiben ist nicht aufzuhalten. Für eine kurze Zeit wurde die Börsenspekulation ruhig, denn die Warnung von dieser Stelle hatte schon etwas zu bedeuten, aber für die Dauer langt es nicht; ein kleiner Rückgang im Kurs, dann eine Heiligung und wieder geht es aufwärts.

In der Tat deuten Erscheinungen in allen Industriezweigen darauf hin, daß leider von einem raschen Aufschwung der Wirtschaftsentwicklung nicht zu erwarten ist, sondern schwerer Forderungen an den ganzen Körper abermals durchzusetzen und entlasten. Lloyd George, der englische Premierminister, hat auf einem Redebankett in London auf die Unfähigkeit der Weltwirtschaftslogie hingewiesen. Er sprach davon, daß die Zeit der geschäftlichen Aufschwünge vorüber sei. Die mageren Jahre kommen. Wieviel ihrer sein werden, das ist ungewiß, aber sie kommen und zwar unaufhaltsam. Der Zustand sei ein unheilvoller, er erlasse alle Länder, den sozialistisch regierten Ländern gehe es genau so schlecht, wie den nichtsozialistisch regierten.

Raucher wäre es sehr verfehlt, mit verstreuten Armen den kommenden Ereignissen gegenüber zu stehen. Die amerikanischen Kapitalisten gehen denn auch mit eigenem Verständnis an die Aufgabe der Krise heran. Sie suchen den Markt aufzumehrfachen durch eine Senkung der Warenpreise zu machen, und England ist auf dem Wege, dies zu folgen. Die Preisentfaltungen sind sehr erheblich, es mögen nur einige wichtige Waren hier angeführt werden. Von dem Höchstpreisstand im März dieses Jahres bis zum Dezember sind in Amerika die Preise für Baumwolle um 38, Kaffee 50, Weizen 20, Mais 52, Schweinefleisch 32, Schmalz 35 Prozent gesunken.

Was geschieht nun bei uns? Die Preise für alle Waren stehen weit über den Marktpreisen und die große Organisation der Trusts, von der die Herren Bernhardt und Raschman vor kurzem vor dem Gewerkschaftsring der Gewerkschaften schwärmten, kommt gerade zur rechten Zeit, um die Preisentfaltung aufzuhalten und die Profitrate zu sichern. Das würde Treiben des Handels und der Industrie, alle Warenpreise weit über das erträgliche Maß zu bringen, die Marktlage stuppelhaft auszugleichen, ohne Rücksicht auf die Kaufkraft der großen Masse, hat die volle Erhellung des Innenmarktes aufgehalten hätte die Preisbildung auf dem Warenmarkt in engen Grenzen gehalten, wir hätten vor einem viel geschäftigeren Wirtschaftsleben, das der Konkurrenz auf dem Weltmarkt mehr Stand halten könnte. Wenn sich aus diese deutsche Konkurrenz bei dem unglücklichen Zustand der Valuta mit verschont hat und hier manches voraus hat gegenüber dem Ausland, so wird das Unnütze, die Preise für deutsche Waren im Ausland an die Höhe des Auslandsmarktes zu bringen, erst jetzt voll in die Erscheinung treten. Eine Senkung der Preise auf dem Auslandsmarkt durch die amerikanischen und englische Konkurrenz kommt bei unseren Warenpreisen infolge der erwarteten Valuta um das Vier- bis Sechsfache kaum zur Wirkung.

Die hohen Warenpreise haben im Lande die Produktionskosten gesteigert, denn der Lohn mußte höher Preisberechnung folgen. Dabei kann nicht einmal in der Arbeiterkassette das Empfinden ausgelassen werden, daß sie im gerechten Maße ihren Anteil erhalten haben. Im Gegenteil, die glänzenden

Dividenden, die den Aktionären der großen Industrieunternehmen geboten werden, müssen ein Gefühl der Erbitterung und Unzufriedenheit hervorrufen. Wenn jetzt der Wirtschaftsminister Scholz ankündigt, daß man diese Dividenden nicht eindämmen wolle, so heißt das wirtschaftspolitisch von einer nicht wirkungsvollen Stelle den Hebel einsetzen.

Was wir brauchen, ist die Senkung der Warenpreise und damit die Erweiterung der Kaufkraftfähigkeit des Marktes. Hier muß der Angriff auf die Dividendenpolitik einsetzen. Die Beschränkung der Dividenden treibt nur die Gewinne in andere Kanäle, es sei denn, daß die ganze Bilanzstellung unter staatliche Kontrolle kommt. Wenn aber etwa nur der Erfolg ein finanzpolitischer sein soll, um zugleich ersprechend gegen hohe Dividendenansprüche zu wirken, so ist uns damit nicht gedient, ganz abgesehen davon, ob mit einer Besteuerung der Zweck erreicht wird. Wir müssen zum Preisabbau kommen. Der wird nicht anders zu erreichen sein, als daß Organisationen, wie der Eisenwirtschaftsbund, unter strenge Kontrolle mit ihrer Preisfestsetzung kommen und in anderen Industrien eine ähnliche Bindung durchgeführt wird. Allerdings laufen die bürgerlichen Parteien gerade jetzt Sturm gegen die Unterbrechung der Industrie unter eine Preiskontrolle, die vom Reichswirtschaftsministerium auch nicht mit großer Entschiedenheit festgehalten wird. Herr v. Hertth hat sich erst vor kurzem im volkswirtschaftlichen Ausschuss des Reichstages mit großem Nachdruck dagegen gewandt, daß bei der Festlegung der Außenhandelsabgabe die Industrien eingehende Anhaltspunkte vorlegen sollen über ihre Selbstkosten in der Fabrikation. Das Ministerium ist vor diesem Drängen schon hart zurückgewichen; die Preiskontrolle bleibt unter solchen Umständen wirkungslos, da wir ohne scharfen Angriff zu keiner einwandfreien Preisbestimmung kommen.

Das Uebel unserer Lage ergibt sich auch, wenn wir die Ueberlegenheit der amerikanischen Produktion betrachten. Nach den Feststellungen über den Stand der Kohlenproduktion ist ein überraschender Anstieg zu verzeichnen. Während wir in der Steinkohlenproduktion in diesem Jahre noch mit einer Minderleistung von ungefähr 60 Millionen Tonnen gegen die Jahre vor dem Kriege abschließen werden, verzeichnet der amerikanische Bergbau bereits einen starken Aufschwung über die Hördernmenge vor dem Kriege. Man berechnet, daß Amerika auf eine Steinkohlenförderung von 555 Millionen Tonnen kommen wird, gegenüber 460 Millionen Tonnen vor dem Kriege. Die Folge ist, daß Amerika bereits fast den europäischen Markt versorgt und auch England immer mehr zurückdrängen wird, dessen Fördermenge in Steinkohlen noch nicht auf die Leistung vor dem Kriege hinausgekommen ist, also unter demselben unglücklichen Druck der Kohlenproduktion steht wie Deutschland.

Die trostlose Finanzlage des Reiches ist uns wieder einmal durch die Rede des Direktors der Reichsbank, Havenslein, plastisch vor Augen geführt worden. Seit dem April d. J. ist die schwebende Schuld um 52,8 Millionen erhöht worden und erreicht nun die Höhe von 146 Milliarden. Das neue Kabinett hat in ihm das weitere Hinabgleiten in die Schuldenwirtschaft nicht aufhalten können und die Herren der Deutschen Volkspartei haben auf ihrem Parteitag eine Erklärung für diesen ihren Mißerfolg nicht abgegeben, obwohl sie mit viel Behagen bisher die sozialdemokratische Wirtschaft für das Anwachsen der Schuldenlast verantwortlich machen. Mit Recht verlangt haben sie, daß unsere passive Handelsbilanz verschwinden müsse, wenn wir zu einer Besserung der Valuta kommen wollten. Der Zustand, daß die Einfuhr die Ausfuhr monatlich um 5 bis 6 Milliarden überträgt, bringt uns in eine furchtbare Situation. Dazu die Kosten der Beschaffung, die monatlich gegen

wärtig 6 bis 7 Milliarden betragen. Sie treiben uns an den Rand des Abgrundes. Die Zwangsanleihe, die der Reichsbankpräsident fordert, gegen die nichts einzuwenden ist, hilft auch nur wenig, denn sie verschleift nur das Schuldkonto. Es muß versucht werden, daneben das Notopfer schnell bereinzubekommen.

Sehr auffallend ist übrigens, daß wir bei der Berechnung unserer Vorkriegsschulden mit England und Frankreich und der Geltendmachung deutscher Forderungen so sehr ungünstig abschneiden. Die Forderungen, die von der anderen Seite angemeldet wurden, nötigen uns in den drei letzten Monaten 2 1/2 Milliarden Mark zu leisten, da unsere Gegenansprüche um diesen Betrag zurückblieben. Sicher liegt hier auch wieder eine Nachlässigkeit der Finanzverwaltung vor, die nicht rechtzeitig die deutschen Forderungen anmelden konnte, weil sie mit ihren Arbeiten weit zurück war. Auf diese Art können wir nicht vorwärts kommen.

Auf dem Lebensmittelmarkt gibt die Brotversorgung noch immer zu großen Besorgnissen Anlaß. Die Ableserung von Brotgetreide kommt nicht in die Höhe; ohne eine erhebliche Einfuhr können wir schon vor dem Nichts. In einem Aufreiß wunden sich die Vertreter der Landwirtschaft aus allen bürgerlichen Parteien an ihre Berufskollegen, um ihnen den Ernst der Lage zu unterbreiten und an die Ableserungspflicht zu appellieren. Solche Aufreiß verhalten sich, und wenn sich das Ernährungsministerium nicht austrast und stärkere Mittel zur Entzweiung in Anwendung bringt, so kommen wir immer weiter in das Dilemma hinein. Es gibt kein anderes Mittel, als wieder Brotkolonnen im größeren Umfang auszurufen, zwangsweise auszubringen und die zurückgebliebene Frucht herauszubolen. Leider ist in diesem Jahre schon mehr als je in den Schleichhandel gegangen, so wir nur mit großer Sorge der künftigen Brotversorgung entgegenzusehen.

Die Rheinlandpolitik

Nachdem einige Wochen lang die Frage der Besetzung des Ruhrgebietes im Vordergrund der französischen Presseörterungen stand, beginnt die französische Presse jetzt wieder, sich lebhafter mit der eigentlichen Rheinlandpolitik zu befassen. Den Auftakt dazu geben die Verhandlungen der französischen Kammer wegen der Errichtung einer französischen Gesandtschaft beim Vatikan, wobei die Rheinlandfrage eine sehr wichtige Rolle spielte und die Straßburger Besetzung des französischen Rheinlandpolitik Maurice Barres. Der „Temps“ veröffentlichte dieser Tage das Interview Torrens durch den Berichterstatter Guillerme. „Le Petit Journal“ vom 7. Dezember 1920 berichtet den Stand der französischen „Action“ im Rheinland, was Frankreich aus schließlich unternimmt und was es noch alles tun kann. Der Mainzer Berichterstatter des Blattes glaubt, daß die Franzosen sich im Rheinland mit der Wichtigkeit dauerhafte Sympathien erwerben können und daß Aussicht besteht, daß Frankreich nach Ablauf der Besatzungsfrist nicht so ganz „für den König von Preußen“ gearbeitet haben werde. Unbedingte Voraussetzung jedoch sei, daß die offiziellen französischen Verfassungskomitee im besetzten Gebiet mehr als bisher an den angebotenen Teil der Bevölkerung heran kommen und Siegenheit suchen müsse, mit ihm Beziehungen zu unterhalten. Bedauerlich sei es, daß man bisher viel zu wenig Eschweiler, welche die deutsche Sprache beherrschten und die sehr wertvolle Dienste im Sinne des französischen Rheinlandprogrammes leisten könnten, beigegeben habe.

Im „Vest Parisien“ vom 7. Dezember 1920 wird Jules Albert Jäger die Frage auf, was man von der rheinischen Bevölkerung erwarten könne. Es sei dies ein sehr delikates Problem. Jäger folgt durch aus den Gedankengängen von Maurice Barres und entwickelt in längerer Ausführung die hochwichtige Bedeutung der alten französischen Erinnerungen im

Rheinlande, an die Frankreich wieder anknüpfen müsse. Die Frage ist jedoch nicht zu stellen, ob Maurice Barres recht behalten würde, der mehr den Lehren der Geschichte glaube, als den Desillusionen bezüglich der gegenwärtigen französisch-deutschen Beziehungen oder der Pariser Universitätsprofessor Ernest Denis, der den Lehren der Vergangenheit wenig Beachtung schenkend sich vielmehr vom Augenblick leiten lasse. Doch interessant ist das daran anknüpfende Geständnis Jägers:

Denis hatte während des Krieges für die Regierungskommission zur Aufarbeitung der Angelegenheiten für Abklärung des Friedens einen Bericht über die Rheinlandpolitik zu liefern. Diesen Bericht vom 2. Juni 1917 schloß er mit den Worten: „Es wäre vorzuziehen, aus diesen allen Möglichkeiten nichts folgen zu wollen. Wenn es auch nicht schlecht ist, daß die Politiker ein wenig in der Geschichte bewandert sind, so ist doch Voraussetzung, daß sie sich durch Erinnerungen nicht beherrschten lassen. Trotz der Autorität eines Auguste Comte ist es nicht sicher, daß die Vergangenheit bedeutend sei als die Gegenwart.“

Dieses hochwichtige Geständnis beweist, daß man in Paris schon während des Krieges ein Auge auf das Rheinland gerichtet hatte.

Sozialdemokratischer Parteausschuß

(Eigene Deutlichmeldung der „S.“)

Berlin, 10. Dez. Der Parteausschuß trat am 8. Dezember in einer zweitägigen Sitzung zusammen. Am ersten Tage nahm er Stellung zur Regierungsbildung in Sachsen. Er billigte das Verhalten des Parteivorstandes in seiner Auslegung des Beschlusses vom Kasseler Parteitag über den Eintritt von Sozialdemokraten in die Regierung der Einzelstaaten und stellte sich einmütig auf den Boden der Erklärung des Parteivorstandes und ihrer Begründung durch den Genossen Wels.

Der Parteausschuß betonte wieder die Wichtigkeit der Abklimmung in Oberschlesien und daß die Parteigenossen im ganzen Reich verpflichtet seien, eine rege Anteilnahme an der wichtigen Entscheidung, die das deutsche Reich und das Proletariat im besonderen treffe, herbeizuführen. Mit Genehmigung nahm der Parteausschuß Kenntnis von den Verhandlungen, die über die ober-schlesische Frage in London und unter Leitung des Genossen Hundman zwischen der P. V. S. und unserer Partei in Berlin stattfanden.

Ueber die finanziellen Schwierigkeiten im Reich berichtete im Parteausschuß Einigkeit mit den Beschlüssen der Reichstagsfraktion. Er trat ein für eine beschleunigte Einziehung des Reichsnotopfers. Jede Unterdrückung der Steuererträge zum Vorteil der kapitalistischen Kreise in Deutschland müsse verhindert werden. Die Schaffung eines Parteikorrespondenzblattes und die Umgestaltung der bisherigen Art der Korrespondenz wurde vom Parteivorstand begrüßt. Es wurde beschlossen, die „Gleichheit“ fünfmal im Monat erscheinen zu lassen, wobei der uralte Umfang der Nummer derselbe bleiben soll. Zahlreiche Beschlüsse auf die „Gleichheit“ sind von den Bezirksorganisationen eingelaufen.

Am 9. Dezember sollen die preussischen Mitglieder des Reiches gegen gemeinjam Stellung nehmen zu den bevorstehenden Landtagswahlen in Preußen. Dort sollen die agrarischen und die organisatorischen Vorbereitungen der Wahlen eingehend besprochen werden. Die Herausgabe eines Wahlhandbuchs steht bevor. Die Zentralleitung der Wahlen wurde dem Parteivorstand übertragener, der auch die Kandidatenliste zu prüfen hat.

Ein Frauenroman

Von Stefan Zweig.

Das Buch einer Frau, vor wenigen Monaten in Frankreich erschienen, beginnt in immer literarischer Weise die Geschichte der ganzen literarischen Welt auf sich zu ziehen, und schon ist der Name der Dichterin Magdeleine Marx, der Name ihres ersten Romanes „Wald“ allen vertraut. (Die deutsche Ausgabe erscheint soeben im Rhein-Verlag zu Basel und Leipzig in vornehmlicher Ausstattung.) Ein solcher Erfolg kann immer nur entstehen, wenn ein einzelner Mensch unterwirft das ganze Lebensgefühl einer neuen Epoche ausdrückt und schließlich, in diesem Romane tritt uns zum ersten Male die Seele der Frau unserer Gegenwart — und mehr noch unserer nächsten Zukunft — entgegen.

Diese neue Seele der neuen Frau in Europa ist durch das Erlebnis des Krieges gestaltet worden. Denn in räumen zu wollen, diesen einseitigen Jerscher unserer alten Welt, müssen wir uns doch mit der Tatsache abfinden, daß keine Wirkung im Seelischen zunächst eine stärkere Fähigkeit zur Aufrichtigkeit, eine gewisse Schamlosigkeit oder besser: eine Vernichtung der gesellschaftlichen Konvention der Scham war. So wie die Männer in den Unterwänden, in den Kavernen plötzlich körperlich nach miteinander durch Mordliebe genügt waren, gezwungen, das Intimste miteinander zu erleben und zu erleben, wie ihr Leben ganz auf die letzten Tatsachen der Erziehung, auf Essen, Schlafen, Sterben eingestellt war, daß sie mit einemmal aus der sozialen Schicht und nur als Menschen dem Schicksal gegenüberstanden, so hat sich auch unterwirft die Seele der Frau von den der nächsten Bedürfnissen auf den reinen, harten Willen zum Lebensgenuß eingestellt. Tragisch erleben wir jetzt den Folgezustand: Die hier von Millionen auf einen raschen Genuß, die Schamlosigkeit der Geldgier, das totale Wegfallen aller Hemmungen von Scham und Ehrgefühl.

Was aber in den Massen so widerlich ist, weil die Ungebildeten nach Genuß, der Unwille zu warten,

bei ihnen zu einer gelassenen, seelenlosen Gier wird, das zeigt sich auch in reinen Formen bei reinen Naturen. Der Mensch ist aufrichtiger geworden in seinem Lebenswillen, die Frau aufrichtiger in ihrem Willen, ihr Leben, das ganze, ihr gemächtes Leben zu fordern. Sie ist zu stolz, um zu lägen, wo sie begehrt, zu frei, um sich zu verbergen. Und die schönste Probe jenes selbstbewußten neuen europäischen Freiheitsgefühls der neuen Frau ist dieses Buch der Magdeleine Marx, „Wald“.

Hier spricht eine junge Frau, eine schöne Frau, eine Frau aus der besten Gesellschaft, zu allen Menschen ohne Angst, ohne Scham, ohne Lüge von ihren Erlebnissen, ihren Wünschen, ihren Fortsetzungen. Nicht wie George Sand in den erdrossenen Figuren, nicht wie manche andere Dichterin in halbverhüllten Versen, sondern in klaren, scharfen Worten stellt sie sich selbst dar als die neue Frau, die nicht mit dem zufälligen Teil des Lebens, das ihr zufällt — etwa dem Gatten, den die Eltern ihr wählen — zufrieden ist, sondern die vom Leben die ganze Fülle verlangt, alle Möglichkeiten, die es der Frau zu bieten vermag. Sie läßt sich nicht beschwichtigen mit dem naturwissenschaftlichen Dogma, die Erkenntnis einer Frau sei erfüllt, wenn sie Mutter geworden sei, sie läßt sich nicht hemmen durch das kirchliche Wort, das eine Frau an einen Mann auf Lebenszeit bindet — sie schließt sich aus ihrem Gefühl ein Lebensgesetz und läßt weder ein Bedürfnis, sich zu entschuldigen, noch sich anzupressen. Sie erzählt sich nur. Sie berichtet nicht (denn Berichte sind der Begriff der Lüge voraus), sie räumt sich nicht (denn sie empfindet ihr Leben, als nicht äußerlich, sondern als natürlich), sie vermindert keinen anderen Frau ihre eigene Erkenntnis aufzuwachen. Sie spricht von sich wie von einer Landschaft, wie von einem Gesichtnis, wie von einem Elementaren.

Und das ist das Wunder dieses Buches: es hat keine Scham und wirkt doch nirgends schamlos. Es ist ganz frei von aller Konvention und verlegt doch kein religiöses, kein sittliches Gefühl. Magdeleine Marx kann von den körperlichen Dingen sprechen —

und sie tut es aufrichtiger als die jetzt eine Frau jemals wagte — und nirgends empfindet man jenen Widerwillen, den sonst literarische Geständnisse von Frauen so leicht verursachen. Sie erzählt aus ihrem inneren Leben und doch rührt man nie sie körperlich dabei an. Man spürt sie ganz nahe; aber immer nur als Menschen, nie als Frau.

Dies aber ist das Ziel: das Menschliche der Frau empfinden zu lassen, nicht sie immer als Gegensatz zu stellen gegen die Gattung Mann, sondern das Naturhafte, das Elementare, das Ewig-Menschliche, das Allmenschliche der Frau unter dem Himmel der Wahrheit zu stellen. Der Mann ist hier weder der Feind der Frau, noch der Erlöser, noch der Beschützer, noch der Helfer — er ist nur Element des Lebens überhaupt. Erlebnis wie alle anderen Erlebnisse, wie die Eltern, wie das Kind, wie die Freiheit. Er ist bloß ein Teil der Welt, ein Teil Leben. Und weil die Frau, diese neue Frau, wie sie Magdeleine Marx schildert, die ganze Welt fürchten will, das ganze Leben leben, so bleibt sie bei dem Manne, der ihr begegnet, nicht; denn: er ist ihr notwendigerweise nur Episode, noch nicht das Schicksal. Der sein erstes Erlebnis — in jener Beziehung — schon als Schicksal, als Bestimmung nimmt, der hat resigniert vor dem heiligen, erfüllten Leben; das ist, wenn ich es richtig läßt, der letzte Sinn dieser Forderung und ein sehr schöner, ein tragischer Sinn. Denn es proklamiert damit nicht — wie etwa Aristides, der Russe —, den Mensch, die Sinnlichkeit ohne Hemmung, die Anarchie des Geistes, sondern das Erlebnis, das ja im Leben nie ein körperliches, sondern vor allem ein seelisches Geschehnis ist. Keine Frau ist vielleicht dem Ideal der neuen Frau, wie Magdeleine Marx sie darstellt, so sehr entgegengekehrt, als jene, die jeder Lebensschmerz, jedem Mann, jeder Leidenschaft, jedem Wunsch zur Beute wird, also die schwache Frau; die neue Frau in ihrem Sinn ist stark, frei und selbständig. Sie wählt und fordert, sie fürchtet nichts und niemanden in ihrem Begehren, denn sie weiß, daß sie im Leben immer das einzig Wahre begehrt: das ewige Gefühl des Lebens, nicht sie eine einzelne zufällige Erscheinung.

Ein solches Buch konnte nur geschrieben werden in einer Zeit, wo die Frau zum erstenmal als tätige Macht im Staate ihre Kraft fühlte. Man vergesse nicht, daß zur Zeit des Krieges, als in Europa die Männer an die Fronten geschleppt waren, fast das ganze Getriebe des Staates von Frauenkraft bewegt wurde. Und die Kraft mußte naturgemäß auch geistig bewahrt werden: sie ist empfindlicher zum Erkennen in diesem Romane, der eine neue Generation veränderte. Ein tapferes Frau taucht darin empor, durch körperliche Tätigkeit und Energie ähnlich dem amerikanischen, aber ein selbstherrlicher, freier, unreligiöser, konventionloser in der Gestalt und im Willen. Eine Frau des Willens und der Tat, kameradschaftlicher zum Manne als die früherer, weil sie sich nicht mehr so stark im Gegensatz zu ihm läßt, sondern als seine Helferin, seine Mitkämpferin.

Das Magdeleine Marx selbst in diesem Sinne die neue Frau ist, die Mitkämpferin, die tätige Helferin, haben wir dankbar gefühlt. Statt jung und schön, wie sie ist, sich in literarischen Salons als Literatin feiern zu lassen, hat sie sich in den Kampf um die neue freie Menschlichkeit mit ihrer herrlichen imponierenden Lebenskraft geworfen. Sie ist die übernde Seele der Pariser „Clair“-Bewegung, deren Sinn Henri Barbusse ist und die den Hof zwischen den Büchern für immer befeuchten will. Auch hier in ihrem Denken, immer auf das Ganze gerichteten Lebenswillen, das Einzelne — die Nation — zu wenig; sie will die Völkerverständnis und Kameradschaft der ganzen Erde. Unermüdlich in ihrer Aufopferung — ohne darum ihrer künstlerischen Berufung untreu zu werden, der wir dank einen zweiten Roman verdanken werden — lebt sie in Wort und Schrift ihre organische Kraft aus, und in ihr leben wir nicht nur die erste Verkörperung der neuen Frau, der tätigen, besessenen Kameradin des Mannes, sondern auch ihre ethische Verherrlichung: den freien Willen, der vor keiner Konvention und Konventionen zurückweicht, sondern mutig vorangeht, ein Beispiel für die Frauen unserer und der kommenden Zeit.

Der Miet- und Inventurfreit in der U. S. P.

Eigene Drahtmeldung der „A.“
 Berlin, 11. Dez. Die Samstag-Ausgabe der „Internationalen“ veröffentlicht das Urteil des Landgerichts Berlin, das über den „Einbruch“ kommunistischer Parteimitglieder, die bis zur Spaltung in Halle dem U. S. P. Parteivorstand angehört, zu entscheiden hatte. Bekanntlich hatten Crispian und Ledebour ihre einstigen Freunde Däumig und Roenen wegen Verletzung der Parteivorstandsrechte des „Einbruchs“ bezichtigt und verklagt. Der Gerichtsbescheid besagt, daß die Auffassung der Rechtsunabhängigen, daß Däumig und Roenen durch ihr Verhalten auf dem Parteitag in Halle, insbesondere durch ihren Anschluß an die kommunistische Partei, außerhalb der U. S. P. gesteckt seien, nicht zutrifft.

Die Versammlung des rechten Flügels der U. S. P. nach der Spaltung in Halle, so heißt es in dem Gerichtsbescheid, „kam als eine glückliche Fortsetzung der Parteiführung nicht anzusehen werden; und zwar um so weniger, als nach den eigenen Beteiligungen der Antragsteller ein gültiger Parteitag wegen nichtordnungsmäßiger Wahl der Delegierten in Halle überhaupt nicht stattgefunden hat.“ Demgemäß kommt das Gericht zu dem Bescheid, daß Däumig, Roenen und Genossen am 16. und auch am 18. Oktober, wie sie den „Einbruch“ begangen haben sollten, Mitglieder des noch bestehenden Parteivorstandes der U. S. P. waren und ihre Handlungsweise daher auf eine Störung des Mietgesetzes der Antragsteller nicht angesehen werden kann.

Die geistigen Waffen Sinowjews

Eine Vortragsreihe der Rechts-Unabhängigen.
 Nach dem Vortragsreihe der Rechts-Unabhängigen in Halle ist von dem russischen Plutokrat Sinowjew unter dem Titel „12 Tage in Deutschland“ eine Broschüre erschienen. Die „Freiheit“ veröffentlicht hieraus folgende geistige Charakterisierung der rechts-unabhängigen Führer:

Hilferding: „Das Reizende eines selbstverliebten Höflichkeitlers oder Vandalen. Der Mann besitzt die Berührung der englischen diplomatischen Mission in Berlin, sowie die modernen politischen Salons hochschillernder Damen und der Finanzwelt. In Massenversammlungen der Arbeiter erscheint er nie. (1) Nur selten tritt er in den Versammlungen der Parteifunktionäre und auf Parteitagen auf. ... Anstatt selbst immer noch in seiner Art ein edellicher Opportunist; aber bei seinem würdigen Schiller Hilferding findet man neben einer gelehrten Bedenkerliste hart ausgeprägte Züge eines betrügerischen Vorkämpfers. Wenn Sinowjew die proletarische Revolution bekämpft, so sucht er seine Anregungen hauptsächlich in den Vätern. Hilferding jedoch verleiht es, diese Anregungen auch aus dem Vorkommen eines englischen Diplomaten, aus dem Kabinett eines Bankdirektors und, wenn nötig, ... auch aus noch anständigeren Stellen zu holen.“

Dihmann: „Die rechten Führer der deutschen Gewerkschaften bilden jetzt die Hauptkräfte der bürgerlichen Gegenrevolution. ... Die marxistische Gestalt unter diesen Reaktionen ist unzweifelhaft Dihmann. ... Wenn die Bourgeoisie und die Sozialdemokratie die Arbeiterklasse einen neuen Feind brauchen sollten und den Beschluß fassen, Kollie mit einem Mann mit anderweitigen Namen zu ersetzen, so kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß sie Dihmann zum ersten Kandidaten wählen.“

Crispian: „Auf dem Parteitag in Halle haben wir nicht den schwindeligen Crispian gesehen, sondern den Crispian, der sich mit Händen, Füßen und Zähnen an die Macht klammert, und der keine Niederträchtigkeit scheut, um diese Macht zu behalten. ... Von Selbstmord unterzeichnet sich dieser Crispian nur dadurch, daß seiner Mund und dieser dunkelblende ist.“

Ledebour: „Dieser Mann ist ein Werkzeug in den Händen der dunkelsten, abwärtsführenden, blutdürstigen Elemente geworden, die unter dem Döcker der rechtsunabhängigen Partei Unterhaltungs gefunden haben. ... Viele haben bisher Ledebour einfach für einen alten Handwurz gehalten. Aber nach allem, was wir geschildert haben, ist es klar, daß er nicht bloß ein Handwurz ist, sondern ein blutdürstiger Handwurz ist.“

Rosenfeld: „Ein wohlgestimmter Advokat aus der guten alten Zeit mit einem zöglerischen politischen Horizont und einem sehr effizienten, laß gummiartigen Rücken. Früher war er für die Linken, heute ist er für die rechten Unabhängigen. Gestern war er bereit, das Eine zu betreiben, heute wird er bereit sein, mit trübender Stimme genau das Gegenteil zu beweisen. Heute war er bei der Rechten, morgen wird er sich wieder der Linken anschließen, um übermorgen, wenn der Wind umgeschlagen hat, wieder bei den Rechten zu sein.“

In der gleichen Tonart werden Luise Jitz, Zibinski u. a. von Sinowjew geschildert. So sieht also der Bursche aus, schreibt die „Freiheit“ dazu, „der an der Spitze der dritten Internationalen steht. Dieser Lump, der uns beschimpft, um sich, als er politische Unannehmlichkeiten hatte, an uns heranzuschleichen und um unsere Intervention in die, der Ledebour und Rosenfeld nach Halle händelte, sie in seine Internationale aufzunehmen, bedenklich und betrübt bezeugt die russischen Arbeiter. Das ist der Vorkämpfer der Volkswelt, das ist der Präsident der dritten Internationalen!“

Eine Profitaffäre

Die „Deutschen Werke“, die auf irgend eine Weise mit dem Staat verknüpft sind, haben feinerzeit mit einer Firma einen Vertrag abgeschlossen, wonach es der Firma Rohm ermöglicht wurde, von den Deutschen Werken sämtliche freiverwendenden Werkzeugmaschinen zu kaufen. Das Objekt belief sich auf 47.000 Tonnen. Die Berechnungstabelle beruht bei Maschinen, die als solche weiterverkauft werden, auf der Grundlage des doppelten Schrottpreises und der Teilung des beim Weiterverkauf erzielten Ueberschusses zur Hälfte und nach Abschluß einer Kommission von 5 Proz. bis 12 1/2 Proz. für Rohm. Der Schrottpreis wird für das erste Quartal auf 1050 Mk. pro Tonne festgelegt. Der Vertrag wurde am 16. Dezember abgeschlossen. Da die Schrottpreise inzwischen auf 1500 Mk. gestiegen sind, verdient Rohm allein beim Schrottkauf 10 Millionen. Welt größter Gewinn erzielt Rohm beim Verkauf der Werkzeugmaschinen. Bei einem Verkauf von nur 1000 Tonnen Werkzeug-

maschinen zum Durchschnittspreis von 7500 Mk. würde sich bereits für Rohm ein Gewinn in Höhe von 31 Mill. Mark ergeben. Der Mindestpreis für die Ausfuhr beträgt bei alten Maschinen 8000 Mk. pro Tonne. Der Vertrag enthält weitere zehnjährige Einzelbestimmungen, aus denen Rohm große Vorteile ziehen kann. Der Uebereignungsvertrag zwischen dem Reiche und den Deutschen Werken enthält die Bestimmung, daß Immobilien der Reichswerke zur Wohnung einzelner Verlehrsgrundstücke und einzelner Preisposten nur im Benehmen mit der Reich-Treuhandgesellschaft verwertet werden sollen. Ebenfalls wie das Reichsschatzministerium wurde aber die Reich-Treuhandgesellschaft von dem Reichlichen Verträge verhandelt. Infolge der scharfen Kritik, die der Vertrag in lautmännlich-wirtschaftlicher Hinsicht erfahren hat, sind mit Herrn Rohm Verhandlungen eingeleitet, die zu einer fagenannten authentischen Interpretation führten, durch welche besonders ungünstige Bestimmungen gemildert werden sollten. Der Vertrag bedeutet eine der schwersten Schädigungen des Reiches. Der Ausschicht der Deutschen Werke hat nun am Dienstag eine Sitzung abgehalten, der auch der Reichsschatzminister bewohnte. In einer papierernen Resolution wurde anerkannt, daß der Ausschicht beim Abschluß dieses Vertrages in gutem Glauben gehandelt hat. Im Hinblick jedoch auf die Verbesserung des Vertrages durch eine authentische Interpretation und auf die Rechtslage sieht der Ausschicht sich zu einer Aufrückhaltung veranlaßt.

Der Vertrag, der bis 1923 läuft, unterliegt zurzeit der Prüfung im Hauptauschuß.

Freiheit der reaktionären Gegenrevolution

Rappisten werden verschont.
 Leipzig, 9. Dez. In der Straffache gegen den Generalstaatsanwalt Köpp und seine Königsberger Genossen wegen gemeinschaftlichen Hochverrats beschloß das Reichsgericht in nichtöffentlicher Sitzung am 25. November, teils auf Antrag von Seiten der Angeklagten, teils von Amts wegen nach Aufhebung des Oberreichsanwalts:

Das Verbrechen gegen die Angeklagten Geh. Reg. Rat Dr. Döbe-Berlin und den sächsischen Oberstaatsanwalt Dr. Bang-Vredde wird gemäß §§ 1 und 2 des Gesetzes vom 4. August eingestellt; und die Beschuldigung des Vermögensdobes nach dem Beschluß vom 23. März wird aufgehoben (§§ 400 und 330 der Strafprozeßordnung), da nach dem Ergebnisse der Voruntersuchung bei Döbe die Voraussetzung der Straffreiheit gegeben erscheint.

Die Straffreiheit für die Rappisten bedeutet also nichts anderes als freie Hand für den Hochverrat.

Waffen im Versteck eines Reaktionärs

M. Berlin, 9. Dez. Der Preussische Vorkriegsbesitz ist in der Nacht zum 7. Dezember wurde auf dem Gute Trebitz bei Rumburg ein geheimes Waffenlager entdeckt. Unter anderem wurden 21 Gewehre, 10 schwere und 10 leichte Maschinengewehre, 3 leichte Minenwerfer und 4000 Schuß Gewehr-Munition gefunden. Die Waffen wurden sofort unbrauchbar gemacht. Nach den Aussagen des Besitzers des Revolvers, in dem die Waffen gefunden wurden, gehörten sie dem Obersten a. D. Schönbetz.

Aufforderung zum Mord

Der bekannte Arzt Dr. Magnus Hirschfeld ist bekanntlich vor wenigen Wochen anlässlich eines Vortrages in München das Opfer eines Attentats antisemitischer Pogrombedenken geworden. Mit knapper Not entging der Leberaltene, der starke Reaktionen davontrug, dem Tode. Das geht natürlich den „deutschnationalen“ Drahtziehern, die von scheinbarem Hinterhalt aus Attentate gegen mißliebige Personen organisieren und die Pogrombedenken dilettantisch und geschäftsmäßig betreiben, wider den Strich. In dem „Deutschen Wochenblatt“ Nr. 49 vom 8. Dezember heißt es zum Schluß einer gegen Dr. M. Hirschfeld gerichteten Notiz:

„Ein solcher Mann muß im Interesse unserer Völker endlich einmal unschädlich gemacht werden.“

Herausgeber des erwähnten Schmutzblattes, das an volksbewußender Hege kaum zu überbieten ist, ist Herr Richard Runze, genannt Anzweifel-Runze, eine der Leuchten der Deutschnationalen Volkspartei. Die oben wiedergegebene Äußerung ist glatte Aufforderung zum Mord. Es ist bezeichnend, daß derartige Hetzerien vollkommen offen betrieben werden können.

Attentat in der belgischen Kammer

Amr. Brüssel, 8. Dez. (Havas.) Zum Schluß der heutigen Kammer Sitzung gab ein Tribünenbesucher drei Revolverkugeln ab unter dem Aufse: „Da war vier Jahre lang Kriegsgefangener in Deutschland, habe aber seit meiner Rückkehr noch keine Ruhe erhalten. Ich habe geschossen, um gegen die Art und Weise zu protestieren, wie man die alten Kriegsgefangenen behandelt.“

Belgien und der deutsche Handel

Amr. Brüssel, 9. Dez. (Havas.) In der Kammer sagte gestern Handelsminister in Antwortung von Anfragen gegen ihn wegen der Rückkehr von Deutschen nach Belgien: „Ich bin Internationalist und denke, daß unsere Grenze gegen Deutschland keine chinesische Mauer sein darf. Wir müssen die nicht unerwünschten Fremden zulassen und wir müssen mit allen Ländern Handelsbeziehungen haben. Die Ermöglichung zur Rückkehr wurde stets allen Deutschen ermöglicht, deren Haltung und Handlungen zu loben waren.“

Die zweiteilige Abstimmung in Oberschlesien

Dr. Berlin, 9. Dez. In dem überfüllten Saale der Berliner Börse und im Sitzungssaale des Herrenhauses fand gestern Abend eine von den vereinigten Verbänden der heimatreuen Oberschlesier veranstaltete Versammlung statt, die sich zu einer nachdrücklichen Protestkundgebung gegen die Absicht der Entente entschlößte, die Abstimmung der Oberschlesier im Reiche nicht in Oberschlesien stattfinden zu lassen. Die Redner verschiedener Parteien führten aus, daß es auf dieses Ansehen nur ein glattes Nein geben könne. Es wurden Entschlüsse angenommen, welche besagen: Wir empfehlen, die Zustimmung nicht mit unseren Brüdern und Schwestern in der Heimat gemeinsam abzugeben, als einen Faustschlag ins Gesicht eines jeden Deutschen und als den Versuch eines Rechtsbruchs. Wir fordern die beste Ausübung unseres Selbstbestimmungsrechts nach dem Friedensvertrag. Jeden Versuch der Rechtsbeugung lehnen wir mit Entschiedenheit ab und verlangen von der Regierung Schutz unserer Rechte.

Arbeiterbewegung

Bergarbeiterstreik in Sachsen

M. Zwickau, 10. Dez. Der vorgestern im Zwickauer Zeitungsbericht ausgedrückte Bergarbeiterstreik ist gestern so gut wie allg. meien geworden; nur auf einem Schacht wurde noch gearbeitet. Auch im Lugauer-Gebirgsbezirk sind die Bergarbeiter fast vollständig in den Ausstand getreten. Die Reichslandsarbeiten werden berichtet. Durch den Streik werden die industriellen Betriebe in Mitleidenschaft gezogen, da sie von dem Elektrizitätswert in Ostsis keine Kraft erhalten können. In Hallesheim können die Leistungen nicht erzielten.

Von der christlichen Arbeiterbewegung

Bei der Landeskonferenz der christlichen Gewerkschaften der Pfalz erklärte Gewerkschaftssekretär Schiller-Kreuzfeld a. b. Hdt., daß es auf bürgerlicher Seite und besonders bei den Intellektuellen an dem nötigen Verständnis und der Unterstützung für die christliche Arbeiterbewegung fehle. Wenn hierin keine Besserung eintreffe, könne es zu dem kommen, was in der Offener Konferenz nur angedeutet worden sei, zur Gründung einer eigenen Partei. In der Pfalz wenigstens sei die Stimmung derart, daß man zur Selbsthilfe greife, wenn der christliche Arbeiterbewegung nicht Rechnung getragen werde. In einer Entschlüsse schloß sich die Landeskonferenz den Beschlüssen der 10 christlichen Gewerkschaftskongresse in Offen an und betonte die Notwendigkeit, durch Versammlungen, Verbreitung des Kongreßprotokolls und Broschüren die Beratungen den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

24. Ortskrankenkassentag

Auf der in Kassel stattgefundenen Ortskrankenkassentagung nahm man nach einem einleitenden Referat Fräßdorf (Dresden) über die Kertze Frage nachstehende Resolution an, die im Sinne seiner Ausführungen gehalten ist. Diese lautet:

Das Berliner Abkommen vom 23. Dezember 1917 und das Tarifabkommen vom 9. Dezember 1919 habe die Verhältnisse zwischen Kertzen und Krankenkassen nicht befriedigend geregelt. Der Schiedsbruch und die Vereinbarungen vom Juni 1920 beträhen die Interessen der beschwerden Gegenseite nicht, sondern haben diese nur noch vermehrt. Solange die Krankenkassengewinnungen werden, mehr Kertze zu beschäftigen und zu honorieren, als sie gebrauchen und honorieren können, kann niemals ein einträgliches Verhältnis zwischen beiden Teilen herbeigeführt werden. Die durch Schiedsbruch vom Juni 1920 bestimmten Honorarsätze, die bei den örtlichen Vereinbarungen bei Kaufschüssen vielfach weit überhöht wurden, hat für viele Kassen auf die Dauer untragbar. Trotzdem werden vielerorts bereits höhere Sätze gefordert, die unbedingt abzulehnen sind. Einer zu schaffenden Arbeitseinkunft zwischen Kertzen und Kassenverbänden stimmt der Ortskrankenkassentag zu. Auf eine gesetzgeberische Regelung der Kassenarbeitsfrage, welche die berechtigten Interessen der Kertze unberührt lassen soll, kann aber nicht verzichtet werden. Die Grundlage dazu sei die Gleichberechtigung! Soll der beste Teil unserer Sozialversicherung nicht dem sicheren Verfall in kurzer Zeit entgegengehen so müssen die gesetzgeberischen Maßnahmen in kürzester Frist erfolgen. Dazu werden Regierung, Reichstag und Reichsrat angeregt. Der Hauptverband deutscher Ortskrankenkassen erwartet, daß die Verbände der Kertzen, der Anknüpfer und der Arbeitgeber der Herbeiführung notwendiger Gesetzesänderungen ihre volle Unterstützung zuteil werden lassen. Solange der Krankentassen der erforderliche Schutz durch die Gesetzgebung nicht gewährleistet ist, werden die wirtschaftlichen Verbände der Beschwerden erucht, den Krankentassen schützend und helfend zur Seite zu stehen.

Ueber die gesetzliche Regelung der Kertze Frage referierte Lehmann (Dresden). Ueber die hier oben genannte Entschlüsse wird unter der Rubrik „Allgemeiner Deutscher Krankentag“ berichtet. In der Diskussion wurde betont, daß man über eine Bewilligung von 6% gegenüber den Kertzen nicht hinausschreiten könne. 10 Prozent, wie sie Stuttgart gefordert seien viel zu hoch. Fräßdorf erklärte unter Zustimmung der Hauptverband nehme auch den Kertzen gegenüber seine Herrenhandpunkt ein, sondern wolle nur die Gleichberechtigung mit ihnen. Er sei bereit gewesen, sich mit den Kertzen auf einer mittleren Linie zu einigen.

Allgemeiner Deutscher Krankentag

Am Berlin tagte ein Allgemeiner Deutscher Krankentag. Auf der Tagesordnung stand der Punkt: „Die Neuordnung des ärztlichen Dienstes in den Krankentassen.“

Fräßdorf (Dresden) eröffnete die Tagung mit einer Begründung der jährlich erschienenen eingeladenen Gäste.

Lehmann (Dresden) sagte: Die Krankentassen haben sich bisher vergebens bemüht, mit den Kertzen zu einem Vertragsverhältnis zu kommen, aber die Forderungen der Kertze, die mit der Androhung der scharfen Kampfmittel gefüllt wurden, gehen so weit, daß ihre Erfüllung die Existenz des ganzen Krankentassenversicherungswesens in Frage stellt. Der Kampf der Kertze gegen die Krankentassen hat in dem im Mai dieses Jahres unter Vertragsbruch eingeleiteten Generalstreik der Kertze ihren Höhepunkt erreicht. Dieser Kampf schädigt die Volksgesundheit und die Krankentassenversicherung auf das schwerste. Der Kertzenverband hat durch sein Verhalten gezeigt, daß er nicht verhandlungsfähig ist. Das Gesetz gibt den Kertzen eine Monopolstellung, die sie den Krankentassen gegenüber rücksichtslos ausüben. Die Gesetzgebung muß eingreifen und die Gleichberechtigung der Krankentassen mit den Kertzen herstellen, sonst wird die Krankentassenversicherung zu Grunde gehen. (Lebhafte Beifall.)

Herrmann Müller (Berlin) berichtete namens des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, daß die Gewerkschaften die Krankentassen in dem ihnen aufgezwungenen Kampf unterstützen werden.

In demselben Sinne sprachen Niedeck für die christlichen Gewerkschaften, Hartmann für die Hirsch- und Ueberlinger Gewerkschaften und Kaufhäuser für den A. G. B. — Einstimmig wurde als Beschluß der Tagung eine in diesem Sinne gehaltene Resolution angenommen. Man forderte weiter:

1. Die Vorzugstellung der Kertze muß beseitigt werden. Sobald bei den Kassen die ärztliche Versorgung gefährdet ist, müssen die Kassen ohne weiteres berechtigt sein, an Stelle der ärztlichen Behandlung eine Vorlesung zu gewähren.

2. Zur Verbesserung der Krankenbehandlung

den Krankentassen insbesondere die Errichtung von ärztlich geleiteten Behandlungsstellen (Ambulatorien und bez.) erleichtert werden.

3. Die Zulassung der Kertze zur Kassenleistung muß nach dem Grundsatz der Bedarfsdeckung geregelt werden. Die Kassen dürfen nicht aus Rücksicht auf ärztliche Gewerbe- und Berufsinteressen gezwungen werden, mehr Kertze zuzulassen, als zur guten Behandlung der Kranken erforderlich sind.

4. Zur Förderung eines gedeihlichen Zusammenwirkens sind Schiedsrichter bei den Versicherungsämtern und ein zentralisiertes Amt beim Reichsarbeitsministerium zu errichten.

Die geldliche Lage der Kassen ist infolge der gewaltigen Verteuerung aller Hilfsleistungen bedauerlich. Da aber die Höhe der Kassenausgaben von den Kertzen ausschlaggebend beeinflusst wird, richtet das Allgemeine Deutsche Krankentag an Reichsregierung und Reichstag die dringende Bitte, die Kertze Frage unerbittlich auf obiger Grundlage zu ordnen.

Lehmann (Dresden) betonte weiter, daß der Hauptverband jetzt 1400 meist größere Krankentassen umschließt mit über 74 Millionen Mitglieder. Er forderte auch die Erhöhung der Versicherungssatzgrenze auf 20.000 Mark, da sich die 15.000 Mark-Grenze als vollständig unzulänglich erwiesen habe. Für freiwillige Versicherung wolle die Grenz von 2500 Mark auf 10.000 Mark heraufgesetzt werden. Die Familienhilfe muß auf 100 Mark und das Stillsitzen auf mindestens 1 Mark pro Tag erhöht werden.

Kommune und Heizung

Die kalte Jahreszeit steht wieder vor der Tür. Mit jedem Jahr wird das Proletariat da noch unter der mangelhaften Heizung zu leiden haben. Das zwingt zu einer organisatorischen Gestaltung des Heizwesens. Sie ist auch eine rein volkswirtschaftliche Pflicht, gerade vom Standpunkte des Sozialisten. Und das heißt: Neufuß zeigt uns, daß diese technisch-organisatorische Entwicklung auch unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen möglich ist.

Den Versuch einer Fernwärme-Wasser-Versorgung hat man bereits vor einer Reihe von Jahren in Zübingen gemacht. Es handelte sich um eine Wasserkleitung von 1 1/2 Kilometer Länge, die das Heizwasser von der Gasanstalt nach dem neuen Volkshaus beförderte. Das Heizwasser wird lediglich durch Ausnutzung der überschüssigen Hitze der Gasöfen, die sonst ungenutzt in die Luft verfliegt, gewonnen. Es werden ohne jede Kosten und ohne Beeinträchtigung des Gases einem Ofen von 24 Millionen Wärmeinheiten pro Tag entnommen. Diese Menge entspricht einer Wasserwärme von 60.000 Litern von 10 Grad auf 50 Grad. Die Ausgabung der Leitung hat ergeben, daß das Wasser, das mit 44 Grad Celsius in die Leitung gefloßt, mit 42,5 Grad, also nur mit einer Wärmeabgabe von kaum mehr als einem Grad, seinem Bestimmungsort erreicht. Größere Werte werden natürlich größere Mengen liefern können.

Wenn man bedenkt, daß schon vor dem Krieg auf diese Weise jährlich 10.000 bis 15.000 Mk. für Kohlen erspart werden konnten, dann erkennt man, welche Kosteneinsparungen erpart werden könnten, wenn man allgemein zu einer Organisierung des Heizwesens übertritt. Denn für 15.000 Mk. bekam man in der dem Kriege schon eine recht nette Menge Kohlen. Und das war nur die Erparnis einer einzigen kleinen Stadt und nur an einer Stelle, nämlich der Vorkamp.

Jetzt ist nun auch Neufuß auf diesem Gebiete beschäftigt. Dort ist jetzt die Herstellung eines großen Fernheizsystems in der Ausführung befristet. Zunächst sollen von den städtischen Gebäuden das Rathaus, die Sparkasse, das Kaufmannshaus, eine Volkshaus, eine Rathhausmittleule und die Wohnhäuser einer wohnend gelegenen Straße an das Fernheizwerk angeschlossen werden. Ueber den Anknüpf einer Anzahl häuslicher und privater Bauten sind bereits Verhandlungen eingeleitet.

Es entspricht nicht nur der augenblicklichen Beforderung und einem großzügigen kommunalpolitischen Entwicklungsplan, wenn man sich mit einer derartigen Organisierung des Heizwesens einmal aber in den Kommunen beschäftigt.

Keine Beschlagnahme der Räume in Neubauten mehr

Der Reichsarbeitsminister regte bei den Landesregierungen an, anzuordnen, daß die Räume in Neubauten hinsichtlich nicht mehr der Beschlagnahme unterliegen sollen. Nach den gemachten Erfahrungen bäre die bisherige Verordnung nur hemmend auf den Bau neuer Wohnungen gewirkt.

Ohne Gans keine Einsegnung

Die Tröstungen des Christentums sind in weiten Kreisen Deutschlands selbst in Zeiten der letzten Zerrung ohne Festhalte nicht erlösend. Der Mensch findet ankommen läßt, ohne dem Herrn Pastor ein solches erlösendes Federblei zu liefern, kriegt es mit dem Geruchswort in der Luft. So steht ein Deutscher Gottes in Pommern in der Hebräerzeugung. Das evangelische Religion ein profitables Gewerbe, das sich bezahlt machen muß, einem seiner Kunden — den als solche sieht er, der Herr seine Herde — durch seinen Rechtsanwalt folgendes Schriftstück zu schicken:

Auftrag Straßmann, Rechtsanwalt
 und Notar
 Neufuß, Rechtsprokureur 391.
 Neufuß, den 12. Oktober 1920.
 Herrn Arbeiter Hermann Speckmann, Pled.
 Namens und im Auftrag des Herrn Pastor Gebre in Neufuß teile ich Ihnen folgendes ergeben mit: Nach der Matril vom 30. November 1867, best. am 4. Februar 1868, steht dem Pastor zu Neufuß für die Einsegnung eines Kindes ein lebendes Gans zu.
 Sie haben aber die meinen Auftraggeber für die Einsegnung Ihres Sohnes Otto zusehende lebende Gans bisher nicht geliefert, und ich bin deshalb beauftragt, gegen Sie auf Lieferung zu klagen.
 Wenn Sie die Klage abwenden wollen, bitten ich Ihnen anheim, die Gans bis zum 15. Oktober 1920 im lebenden Zustande meinem Auftraggeber zu liefern und die dazu auch meine Kosten zu zahlen.
 a) Preisgebühre §§ 9, 13, 14 2,00 Mk.
 b) Kaufschuß dafür
 c) 50 Prozent Feuerungsbeitrag für Ihre Gebühren mit zusammen 1,80 Mk.
 Summa 5,40 Mk.

Hochachtungsvoll Brunnenmann, Aufstige.
 Da die Gänse heutzutage sehr teuer sind und es zahlreiche Kinder gleichzeitig einsegnen lassen, können die pommerschen Pastoren jetzt einen sehr schmerzhaften Handel mit dem vorzüglichsten Geflügel betreiben. Die Verbindung von berufsmäßiger Geschäftstätigkeit mit dem Geflügelhandel bewirkt vorbildlichen praktischen Sinn. Nur wer die Verpflanzung mit einem guten Hoppentapfen zu vereinen vermag, darf sich rühmen, dem Christentum seine besten Seiten abzugeben.

Unterhaltungsblatt

Nr. 47

Samstag, den 11. Dezember

1920

In der Wissenschaft gleichen wir alle nur den Kindern, die am Rande des Wissens hie und da einen Kiesel aufheben, während sich der weite Ozean des Unbekannten vor unsern Augen erstreckt. Nichts ist sicherer, als daß wir nur eben begonnen haben, in den Wundern unserer Welt den ersten Anfang zu erkennen.
Newton.

Der Einsam

Erzählung von Ludwig Anzengruber.
(Schluß)

Der Einsam stand auf, mit zitternden Händen legte er den Karabiner hinter sich auf den Stein und trat auf Tomerl zu. „Jetzt lach nit über das, was ich Dir sag'. Da hat der Knecht ang'oben, mich aus'klar'n, was mer in der Stadt von ein' geistlichen Herrn Onkel halt', wie dös für g'wöhnlich sein eigener Bruder wär' und 's selbe Verschwägern mit saubere Weibseut' nit unlustig fänd! Und nun hat er sein Schandmaul aus'geert und kein Aufhör'n mehr g'wußt und dös, dös h'rung'standen sein, die haben sich vor Lachen j'amm'budelt und g'schrien und daneben steh' ich, wie mer als Dub is, Blühdamm, ohne Arg und Falch in der Seel', ohne eine Ahnung von dem säulischen Durcheinander, wie er aus der Welt vorlumpt! — Mein' Mutter war in mein' Aug'n a Heilige und der Onkel war mein hochwürdiger Wohlthäter und dös zwei einzigen Leut', zu denen ich auf'schaut hab', wo ich g'mehrt hab', nach dös müßt' sich richten, was a braver Mensch werd'n will, dös müßt' ich jetzt heruntersuchen hören, daß wohl kein Hund kein Stück Brot von s' g'nommen hätt', und wie der Knecht te'n End' find't und sie fort und fort all's nennt, nur nit h'lig und hochwürdig, da hab' ich 'n ein elendigen Lügner g'heißn, so er mer dös vernehrt' und hab' ihm 's Maul halten g'schafft! Aus dös schlägt er mich ins Gesicht und drauf hab' ich nit mehr g'wußt, nit, was ich red', nit, wie mer a Messer in d'Hand kommt und nit, wonach ich damit stich'.

Der Einsam holte ein paarmal tief Atem, ehe er fortfuhr: „Wer maustot ist er vor mir g'leg'n, und ich müßt' wohl glauben, wie mer mir g'sagt hat, ich hätt' ihm 's antan. Gleich von der Stell' haben s' mich forig'führt, aber im Arrest noch hat mich der Trost aufrecht g'halten: er war selber d' Schuld und ich hab' nur meiner Mutter und 's Vaters leidlichem Bruder die Ehr' g'wahret! Doch da ist mein' Mutter zug'rennit kommen mit fliegende Haar und — Jesus, was ich tan hätt'? Und das wär' die Straß' Gottes für ihrer zwei Veründigung und für mein unrecht', „aus der Welt sein"! Ah ja, dös Bekk'sent', nit schrei'n können s' z' rechter Zeit, das gang' geg'n ihr'n Will'n und nachher schließt ihnen d' Schamhaftigkeit ein und sie können auch nicht rechtzeit' reden. Hätt' s' früher 's Maul aufgemacht, jetzt is 's ihr freilich gegangen, wie a offene Schleißen, und ich hab' alles erfahren, daß derselbe Geistliche wohl mein Vater wär', und sie und der mir anders, als wie's der Knecht g'heißn hat und ich eb'n auch! Das kannst Du Dir nit vorstellen, Tomerl, wie mir da g'wes'n is, wie ich eing'sehn hab', daß ich ja jed' Wort hätt' einreden müssen, weil's bittere Wahrheit war, daß ich da a Ehr' hab' wahr'n woll'n, wo d' nackte Schand, an allen Enden sürg'schaut hat, daß kein Körndel Weh

und kein Stäubel Vermischt dabei war und ich ein' Menschen ganz für nig und wieder nig umbracht hab'!

Der Einsam rieb sich mit beiden Händen die Stirn. Mit leiserer Stimme sagte er dann: „Fünf Jahr' haben s' mich v'halt'n, aus Gnaden nur fünf! Dann bin ich frei kommen. Mein' Mutter hat mich von sich g'wiesen, ich bin gegangen, und wir hab'n uns nimmer wieder g'seh'n. Ich hab' g'hoßt, sie wurd'n mich zum Militari nehmen, wär' mer recht g'weßt, in der Kasern' kann mer sich vertriechen und vor 'n Feind hätt' ich mich gern gestellt, aber der Arzt hat g'sagt, meine Füß' tang'n nit, und so konnt' ich wieder geh'n. In der Stadt kann mer 'n Leuten nit ausweichen, da sein ihrer a' viel, so bin ich halt fort, daher, wo s' schütterer sein, so auch nit mit mir, und wer anders sagt, der red't falsch, j'amm'g'hörig sein s' amal und jeder schent den, dem einer aus ihrer G'meinschaft unter 'n Händen bließ'n is, und g'rat mer erst so weit außerhalb aller j'amm'g'hörigkeit, dann paßt mer auch nimmer dazu; wie in einer Mauer ein locherer Stein, den nig halt' und er selber nit, müßt mer bald wieder h'rausfallen. Zweifach bin ich von s' g'schieden, durch die uneheliche Geburt und durch mein Tun, aber meiner Geburt wegen, an der doch ich kein Schuld trag', kann ich mich nit schämen, und mein Tun, auch durch die Lügenhaftigkeit anderer hellauf in Unsinn verkehrt, kann ich nit bereu'n; aber halt als ein Ganz's bedrück't mich, dös bin ich nit los werd'n und werd's nie los! — Nun weißt all mein' Erleb't's, und hätt' mer's wieder einmal von der Seel' h'runterg'redt, und jetzt läßt mer wohl a Freundschaft, wann d' wieder gingst und mich allein ließ'st. B'hü Gott! — Und wann mer heut oder morgen was zustoßt, sannst's ja 'n Leuten sag'n, wie's mit 'm Einsam v'schaffen war und wie sich der aus ganz ein' g'recht'm Einsamen, gegenseitig'n Fried's halber, da herob'n ein'schlossen hätt', wie a wild's Tier!“

„Du mein lieber Herr und Gott,“ sagte der Schneider-Tomerl, indem er sich zum Gehen anschickte, aber erst zögernd Schritt für Schritt zurücktrat und mit großen Augen und unsicheren Blicken nach dem Einsam starrte. „No Du, Du hast schon auch Dein schön' Teil Jammer d'erlebt! Halt ja, Dein schön' Teil Jammer! — B'hüt Dich Gott, Einsam!“

Der stand eine geraume Weile, den Blick vor sich in das Leere gerichtet; als er ihn wieder senkte, da sah er am Fuße des Berges den Schneider-Tomerl wie toll durch den Tannsaufen, auf der Straße halbmachen und mit beiden Armen Zeichen herausgaben.

„Der Narrisch', was will er mit denn?“ brummte der Einsam, und ärgerlich darüber, daß er ihn nicht verstehen konnte, winkte er ihm, zu gehen, und wandte sich ab; doch den schmalen Pfad seitwärts nahm er nicht in acht und gerade gegen die Wand redte der Bürsche da unten w'gend und warnend die Hände, denn, kaum im Busch, war er von zwei Gendarmen angehalten worden, die er jetzt vorsichtig anstiegen sah.

Der eine war ein graubärtiger Mann von gedrungnem, kräftigem Körperbau, der andere war jung und schlank und überragte seinen Gefährten wohl um eine Kopflänge. „Nur erst oben sein,“ flüsterte der Alte, „denn wenn er uns früher wahrnimmt und es uns übel meint, so jagt er uns mit Steinwürf' da von der Wand, wie ein fauler Hütter die Geiß aus 'n Feld und wir könn'n uns nur auch gleich zum Hüpfen und

Springen anschiden wie die! Nur erst oben sein!“

Immer bedächtig vorrückend, waren sie bis auf wenige Schritte dem Ziele nahe gekommen, da versah es der Jüngere für einen Augenblick, sein Seitengewehr schlug klirrend gegen das Gestein, der Graubart stieß einen halblauten Fluch aus und der Einsam raffte mit Hast seine Waffe auf und sprang hinzu. „Se, Seut', was wolt's? Was soll's geben? Sticht's, oder ich schief'!“

„Das laß sein,“ sagte der Alte, der voranstand, und blinzelte dem Einsam vertraulich zu. „Ich mein' schon selber, daß ein'm da a klein Körndel Blei leicht 's Ubergewicht gäbet, aber sei g'scheit und hab' ein Einsam'n, wir kämen ja ganz unachtsamigerweis' dazu, uns kann doch gleich gelten, haust Du da oder anderswo, wir sein Dir nit Feind, wir sein eben kommandiert und schau, da müssen wir halt geben, weis dös unsere Pflicht is und unser Brot.“

„Ei, red' Du freimüthlich, weil D' ein' noch nit beim Kragen haßt!“ schrie der Einsam. „Ob Euch mein Einfangen a Vergnügen oder a Beschwernis macht, darnach frag' ich nit, das gilt mer gleich, und red'ts mer nit von Pflicht und von Brot, verpflicht's Euch nit zu so was und frecht's sein solch's! Woll'n mer dös Hertzen vom Gerächt was, soll'n s' selber kommen, handlangert ihnen nit, und wann Euch ein jeder, wie ich die Bäh'n in Rachen einschlaget, dann müßt sich wohl bald im ganzen Land keiner mehr zur Euer'n Brot melden, und wir würden einmat stat' die klein' Hund' die großen belien hören, wann si dös noch traun.“

Der Graubart war unmerklich ein paar Schritte vorwärts gerückt und hielt seine Pike recht wie ein Ganglieden gegen den Boden gesenkt, jetzt schwang er sich mit einem vornüber und stand mit einem Rud auf der Steinplatte. „Ob Doh!“ rief er.

Da trachte ein Schuß und der Alte brach zusammen. „Himmelhertgottsalerment!“ rief er zwischen den Zähnen hervor, die er vor Schmerz zusammenbik. „Ich hab's ja g'wußt, wo ein Pfais' dabei is, achis nit gut aus.“

Der Einsam aber wollte den einen Gegner vollends unschädlich machen, mit hochgeschwungener Waffe sprang er auf ihn zu — und hat er ihn mit dem Kolben vor den Kopf geschlagen und ihm des Gewehr entrissen, dann...

Da senkte der andere Soldat die Schulter gegen die Wand und die Füße wider den Boden, rih die Pike an die Hüfte und gab Feuer. Der Einsam schnellte empor, weit weg flog sein Wehr in das Gestein, lautlos überschlug er sich nach vorne und lag tot.

Der Widerhall zweier Schüsse, der rings in den Bergen nachgrollte, hatte das weite Tal in Aufregung versetzt, das Dorf war belebter wie an ein'm Feiertage, es litt die Leute nicht auf dem Felde und nicht in den Stuben, und wer nicht durch die Gassen strich, der trat doch unter seine Haustür; in Gruppen, die sich wechselnd sammelten und lösten, besprach man sich lebhaft, und jeder versuchte in seiner Art und nach seinem Meiner das Geschehene vorherzusagen, und wer im Orte bei Amt und Ansehen war, vom Gemeindevdiener bis zum Bürgermeister, hatte diejenigen zu beschwichtigen, die überzeugt waren, der Einsam habe beide Gendarmen von der Wand geschossen und käme sicher noch heut nacht zugeschlossen, um das Dorf in Brand zu stecken. Nur der Pfarrer ließ sich nicht v'den und der Pfarthof lag so ruhig auf seiner Höhe.

wie wenn ein gewöhnlicher Tag wäre und als könne Furcht und Schreck, von denen die da unten bewegt werden, nimmer zu ihm ansteigen.

Spät am Nachmittage pochte es an die Stubentür des Pfarrers, und ohne den Zuruf abzuwarten, trat der Bürgermeister ein. „Schöne Botschaft,“ rief er und ließ sich ohne Umstände in einen Stuhl fallen.

„Nun, was gibt's, Bürgermeister?“ fragte der Pfarrer, von dem Buche, über dem er saß, aufblickend.

„Furchtbare Geschichten, Hochwürden, furchtbare Geschichten! Der Einsam hat Wort gehalten und sich zur Wehr gesetzt; ein Schandbar hat er angeschossen und wolt' grad über ihn her, da hat der zweite auf ihn anrag'n und losbrennt und hat 'n nur z' gut troffen; hin ist er!“

„Der Bursche tot? Gott verhüt es!“ rief der Pfarrer, sich rasch vom Sitze erhebend.

„Er mein, da verhüt sich wix mehr, mausstot ist er.“

„Ach, daß das so übel ablaufen mußte,“ seufzte der Pfarrer. „Ich dachte nicht, daß er es im Ernste würde darauf ankommen lassen, aber wenn er sich zur Wehr setzte, dann wußte er auch, daß ihm das bevorstehen konnte! Da hab' Ihr's, Bürgermeister, störrisch bis zum letzten, wider alle und wider alles, ganz ungesig' für die menschliche Gemeine; wochin würde das auch noch am Ende geführt haben?“

„Na, das mag mer wohl sagen, schab' is ja kein'!“

„Es ist das traurig, sehr traurig, und wir können es beklagen, aber“ — der Pfarrer hob die Schultern — „wir haben uns nichts vorzuwerfen, unser Vorgehen war geistlich und notwendig, und dieser Verlauf erwog sich eben aller menschlichen Voraussicht, der Bursche selbst hat alles getan, um ihn herbeizuführen; nun es so ist, sei Gott seiner Seele gnädig!“

„Amen,“ brummte der Bürgermeister, und nach einer Pause begann er wieder: „Aber's Schicksal — daß ich sag' — dds kommt erst nach! Der Schandbar hat sein' verurtheilten Kameraden heruntergeschaffen, auf ein' Wagen bringen und nach 'm Nonnando führen lassen, er selber aber hat sich mit der Leich' vom Einsam auf 'n Weg gemacht und jetzt bringt er uns 'n daher!“

„Wie, hierher, nach unserm Dorf? Ja, wie konnte er das nur?“

„Na, trag'n ihm 'n doch vier Männer auf einer Bah'r.“

„Eh,“ mühte ärgerlich der Pfarrer. „So geradezu ist das ganz unüberlegt und voreilig.“

„No ja, jetzt hab'n wir 'n aber einmal da, und ich th' recht schön bitten, Hochwürden möchten gestatten, daß er halt dertweil, bis d' W'schan kommt, in der Totenkammer auf'm Freischof beig'setzt wird; sonst leg'n s' mor'n frei ins Gemeind'haus, und ich könnt' vor Graus dort nimmer verbleiben.“

„Ich habe nichts dagegen. Der Mesner hat die Schlüssel in Verwahrung. Lassen Sie aufschließen. Aber den Gendarmen rufen Sie mir, mit dem Mann möcht' ich sprechen.“

„Werd'n ihn eh' gleich da hab'n und all's mit, was auf 'n Hüften is, ich bin nur voraus, eb'n, daß wir d' Schlüssel krieg'n. Da hör' ich s' ja schon kommen!“

Von außen schlug das Gebrause einer nahenden Menge herein. Der Pfarrer und der Bürgermeister traten an das Fenster. Da wogte es von unten herauf, eine schwante Tragbahre in der Mitte, vor der alle schon zurückwichen, so daß sich um sie ein stetig freibleibender Fleck zeigte und rundum ein dunkler Ring, in dem sich alles drängte und wirrte und stieß, und so wählte sich das Ganze langsam heran.

Als die Leute des Pfarrers ansichtig wurden, hielten sie still und rüdten die Hüte, und die Träger setzten ihre Last gerade unter dem Fenster ab. Der Pfarrer dankte, mit einem schenen Blick streifte er die Bahre und trat zurück.

„Herr Schandbar, sollts' h'raustommen,“ rief der Bürgermeister zum Fenster hinab.

Wenige Augenblicke darauf trat der Mesner in die Stube und hinter ihm drängte sich umgeben eine Schar ein, Männer und Weiber,

Burschen und Dirnen, auch Kinder, die sich scheu in die Ecken drückten oder an die Kleider der Angehörigen klammerten.

„Guten Tag, Hochwürden,“ grüßte der Gendarm.

„Guten Tag! Sagen Sie mir nur, wie konnten Sie denn, ohne eine Befehung abzuwarten, den Leichnam hierher schaffen lassen?“

„Entschuldigen, Herr Pfarrer, aber den lomma' ich ebenso wenig oben lassen wie mein' verunglückten Kameraden, der mußte in die Pflög' und der Loie muß vor die W'schan, und die Herren vom Gericht können wir nit da hinauf bemilhen, den Kreisphysik's kenn' ich, das is schon ein aller Herr, dem hätt' man sowieso d'e Leich' beistellen müssen.“

„Gut, aber konnten Sie denn nicht vorläufig die Leiche dort in der Nähe in einer Hütte unterbringen?“

„Nein, Hochwürden, da scheuen sich die Leut' zuviel, bemilhen kann man's nit und betreden würd' man's nit, das wär' vertorene Zeit.“

„Nun, lassen wir's gut sein, es ist einmal geschehen. Aber sagen Sie mir, weiß man nun, wo der Bursche her ist und wie er heißt?“

„O ja,“ der Gendarm griff nach seiner Brusttasche, „bei der Nachsuchung hat sich ein Taufschein gefunden. Er is von Gutenhofen, der uneheliche Sohn der Kleinhausers-tochter Julian' Kuboser.“

„Jesus Maria!“ schrien plötzlich einige auf. Das Gesicht des Pfarrers war sahl geworden, seine Züge, aus denen starrtes Entsetzen sprach, arbeiteten, als erstidte es ihm einen Schrei oder würgte ihm ein Wort; mit beider Händen griff er hinter sich nach der Mauer, glitt an derselben nieder und schlug schwer zu Boden.

Man sprang ihn bei, und als er wieder zu sich kam und man ihn aufrichtete, da stammelte er: „Geht! — Ein Glas Wasser! — Es wird sich ja geben. — Geht — laßt mich allein!“ Er wies die Leute fort, zögernd drängten sie nach der Thür und langsam verließ einer um den andern die Stube.

Und als er allein stand, da blickte er nach jener Ecke, wo das Bildnis des Getrenigten hing, lange starrte er auf dasselbe hin, plötzlich rang er die Hände ineinander und hob sie empor.

„O Herr! Strafft du ihn an den Gefühlen, die wir verleugnen?“

Dann wollte er zu dem Bekäpmetel, dort kniete er, zu zusammengekauert, und schauer um Schauer schüttelte seinen Leib.

Und als der Mond heraufkam und durch das Fenster lugte, da sah der Mann beim Lampenlicht, seine linke Hand schlief auf einem Platte Papier, das seine zitternde Rechte in ungesägigen Zügen beschrieb.

„Euer Eminenz! Bei der väterlichen Huld und Gnade, die ich nie vergebens angerufen, beschwöre ich Sie —“

Die Flamme flackerte wuthig, durch eine eindringende Kette der Luft bewegt, die außen milde dahinsirich und in der alles badete in lauer Sommernacht; sie säckelte auch um den Toten, der einsam lag, ungerührt. O, daß nichts in seinem Wesen, seinen Zügen als verwandt gemachte! — Der Schreiber luht jäh empor und die Feder treifste über das Blatt.

„Entscheiden Sie mich sofort meiner Stelle hier und lassen Sie mich in einem Orden strengster Obsequenz meine Tage beschließen. Von einem furchtbaren Gescheide ereilt, unwürdig bejunden, ein Nützeng des Herrn zu sein, liege ich unter seiner Hand zerbrochen.“

Er hob die Augen zum Himmel empor. — Wie bleich der Mond herabsieht! So bleich und unbewegt ist wohl auch das Gesicht des Toten — und jetzt könnte man in dessen Zügen forschen, — wenn nicht der Blick vor Granten versagte!

Noch einmal ermannte er sich und schrieb weiter: „Sobald ich von hier erlöst sein werde, eile ich zu Euer Eminenz, Beichte abzulegen, jerknirich, doch ohne Hoffnung auf Sühne, denn mit furchbarer Klarheit ist mir der Sinn dafür erschlossen worden, daß es Verfassungen gibt,

die, nach den Worten der Schrift, weder hier noch dort vergeben werden, weil wir selbst sie uns nicht vergeben können und der milde Vater-lick des Allerbarmers durch das Däster unserer Seele verschleiert bleibt.“

Da versagte der Lampe die Flamme, der Docht glimmte matt, einem Oelflämmchen gleich, wie eines jetzt zu Häupten des Toten leuchtete, und in einem Lichtkreise, schwank und ungewiß, wie er hier über der Tischplatte zuckte, starrte das Gesicht! —

„Ich komme ja,“ rief der Pfarrer sich erhebend, „ich komme! Ich will dich noch einmal sehen mit anderen Augen — mit anderen Augen!“

Er brannte das Wachlicht einer kleinen Handlaterne an, verließ den Pfarrhof und trat hinaus in die stormhelle Nacht, aber er blickte vorsichtig um sich her und barg das Licht unter seinem Kleide, daß es seinen nächtlichen Gang nicht verrate, und mit hastigen Schritten glitt er dahin, vorbei an der Kirche, um deren Ecke, nach dem eisernen Gitterthore, das auf den grabbewachten Friedhof führte; hier schlugen schwante Halme gegen seine Hüfte, nicht breite, schwere Blätter, wie damals, als er durch jenes Gärthchen, in welchem mehr Klette als anderes wuchs, so verflohen zur Mutter schlief — wie jetzt zu dem Kinde.

Als er die Thür der Totenkammer öffnete, da bröckelten die Eisentritten und mit einem langgezogenen, schrillen Tone drehte sie sich in den vertrockneten Angeln. Und als er des Toten ansichtig wurde, da bedeckte er erst die Augen mit der Hand und zog diese allmählich weg, als wolle er sich an den Anblick gewöhnen; er faltete die Hände, als hätte er dem bleichen Burschen etwas ab, dann streckte er, wie beschwichtigend, die Rechte gegen ihn und legte sie ihm auf das Haupt.

Er zog sie durchschauert zurück.

Und jetzt mahnte ihn dieses Anblick mit den finstern zusammengewogenen Branen an ein anderes, das plötzlich lebhaft in der Erinnerung vor ihm stand, wie er es gesehen in jener Scheidestunde für dieses Leben, wo er, unmanlich genug, dem anderen Zeile die größere Schuld an der gegenseitigen Verfindigung vorwarf. Ja — hier derselbe Mund mit den trozig ausgeworbenen Zähnen, zwischen denen die kleinen, ebenmäßigen Zähne vorblinden, und dem verachtenden Juge um die Winkel, er bürste sich oben geschlossen haben über den Worten — o, wer sie beherzigt hätte, jene Worte:

„Ich denk', Du hästest es verspielt, andrer Leut' Richter zu machen!“

Der Zusammenbruch

Von Bernhard Kellermann.

Das neue Romanwerk Bernhard Kellermanns, das erste seit dem „Linnel“, der vor dem Kriege erschien, heißt, „Der neunte November“, behandelt den deutschen Zusammenbruch und ist soeben bei S. Fischer als Buch herausgekommen. Wir geben aus dem Werke folgendes Stück wieder.

(Die Ned.)

Horch!

Das Feuer rollte.

Sie zerrissen die Eingeweide der Erde. Tag und Nacht wühlten schweißüberströmte Leiber in den finstern Stellen der Tiefe, ohne Pause irrten die Förderkräfte in allen Erdkissen auf und ab. Die Hochöfen spien Feuer über den Kontinenten, Ströme von flüssigem Metall flossen in die Formen: Geschütze, Granaten.

Sie zerrissen ihre Gehirne. Die Ingenieure und Chemiker schlofen nicht mehr, neue Maschinen, neue Sprengstoffe, neue Gase, immer fürchterlicher. Hunderte von Millionen sahen nur Vernichtung, brühten nur Tod: Die Völker der Erde waren nur Mörderböcker geworden.

Tag und Nacht peitschten die Schrauben der Schiffe das Meer — vorwärts! Tag und Nacht flogen die Flüge durch Europa, vorwärts. Das Meer zittert und die Erde erbebt. Menschen,

Pferde, Schafe Ziel. Die Do Wälder, Welt zu Sch Meeren verwan einen A scheide lösen. Die den S ungen. vom ja seinen nichts den An fahren und Ze Die Müde halbgese gähnte. Bo Die kämpf, Sa die Sch Scheren stocht! die e'ge wartet! Klän Welt fin Sch Ihr wo Ja, Hel Schilling ungen, — ihr doo: Der schon ab, es rege Kanonen don, Po Vankrot — mid Die aug in träumen den Sel jalsflät Die Gemahl händig, zerschoss Bon Unbergl Die lenken, in ihre langen Bäckchen, gebuldig chen auf Parslett. Werfen jeder Fe sie aber Seit melhoch regnet h Reiter z hen ihre gewogen schrift de Firmame Soe neuen se

Pferde, Vieh, Wälder, die Güter der Erde, die Schätze der Welt. Sie hatten alle das gleiche Ziel.

Die Wölle!

Dort, dort, wo Menschen, Pferde, Vieh, Wälder, die Güter der Erde, die Schätze der Welt zu Staub zermalmt werden — dort...

Schon färben sich die Flüsse rot und auf den Meeren treiben Inseln und Leichen. Frankreich verwandelt sich in eine Wüste, Deutschland in einen Friedhof, die Welt in ein Lazarett.

Vorwärts, Soldaten! Es soll sich entscheiden — die Kanonen sollen die Probleme lösen.

Die graue Limousine raste durch die glühenden Straßen Verains. Konversationen, Besprechungen. Schwere Wägen wischte sich den Schweiß vom schmutzigen Gesicht. Auch er war um seinen Urlaub gekommen, aber schließlich war er nichts als ein Chauffeur und konnte Gott auf den Knien danken, daß er nicht da draußen fahren mußte, wo die Landstraßen sich öffnen und Feuer speien.

Die graue Limousine raste über die Linden. Müde und abgespantet blickte der General mit halbgeschlossenen Augen auf die Straße und gähnte.

Vorwärts, Soldaten!

Die Schlacht brüllt, die Geschütze stampfen, kämpfen, sterben!

Schon rumpelt der Divisionär am Telephon die Stürze, der Kommandant erblickt am Scherenfernrohr: der Angriff am rechten Flügel stockt! Vorwärts, Artillerie, wenn es sein muß, die eigene Artillerie soll euch vorwärts treiben, wartet!

Kämpft, sterbt! Die Augen der ganzen Welt sind auf euch gerichtet.

Schon zittert die Börse, die Papiere fallen. Ihr werdet doch nicht, ihr geliebten Helden? Ja, Helden! Drei Mark, drei Franken, drei Schillinge und drei Dollar am Tage, Auszeichnungen, Triumphbögen, künstliche Gliedmaßen — ihr kennt doch unsere Tarife. Ihr werdet doch nicht? — Kali, Kohlen, Kolonien.

Der Börselelegraph tickt, Tag und Nacht, schon ist er erregt worden, es bröckelt irgendwo ab, es kuspert, es ritt, ah, dieses entsetzlich erregte Ticken, ihr könnt es leider nicht hören im Kanonendonner, die Börsen von Berlin, London, Paris, Rom, Newyork — schon hat sich ein Bankrotteur eine Kugel in den Kopf geschossen — und ihr zögert?

Die Kaiser und Könige träumen vom Einzug in die jubelnde Hauptstadt, die Präsidenten träumen von dem Moment, da sie den glänzenden Seidenhut hochheben, umbraust vom Beifallssturm.

Die Landesfürstin, höchstehend, die Gemahlin des Herrn Präsidenten, höchstehend, wird auch die kleine Blechmünze auf die zerschossene Brust heften.

Vorwärts, ihr Geliebten, ihr Herrlichen, Unvergleichlichen!

Die Greise, die die Geschichte dieser Welt lenken, hülften hinter den gepolsterten Lüren in ihre kalten wächsernen Hände. Sie sitzen an langen polierten Tischen, mit rosaroten Kinderbüchchen, Trommeln mit den Fingerringen, ungebändig — die Sekretäre, ohne Tadel, schleichen auf den Lehensspitzen über das glänzende Parkett. Die Greise frödeln mit der Feder, werfen gebieterische Blicke.

Jedes Wort, das sie sprechen, bedeutet Tod, jeder Federstrich, jedes Lächeln — Tod, Tod — sie aber leben.

Seit Monaten, seit Jahren stimmt himmelhoch die Staubwolke über der Weltstadt, es regnet schwarzes Blut — die apokalyptischen Reiter ziehen über den Wolkens dahin und gießen ihre Schalen aus über Europa. Gewogen, gewogen und zu leicht besunden! Die Feuerschrift der Geschütze flammt am verfinsterten Firmament.

Soeben ist das Kabinett der Kreise zu einer neuen feierlichen Konferenz zusammengetreten.

Reserven!

Die Hände des Generals zittern. Erregt wirft er die Telegramme auf den Schreibtisch zurück. Er überreichte flammend über sein Gesicht.

Schon vor zwei Jahren hatte er eine Denkschrift eingereicht und erst kürzlich war er wieder darauf zurückgekommen. Er hatte den Vorschlag einer Partiotin an gegriffen, zwei Millionen Frauen in die Armee einzustellen, für Nachdienst, Etappe, Bureau. Zwei Millionen, zehn Millionen, wenn man wollte! Aus den kräftigsten Frauen hätten sich auch Kampfbataillone aufstellen lassen, ohne Frage. Die Frauen hätten vorzügliches Material abgegeben. (Der General war gewohnt "Material" zu sagen, wie alle Militärs.) Auch die Frauen, ohne Zweifel, hätten ihre Leiber voller Begeisterung den Kanonen entgegengeworfen!

Seine Denkschrift — sie zerstaubte irgendwo, mit absälligen Randbemerkungen versehen. Man hatte seinen Rat nicht beachtet — wie man Ratsschlüsse überhaupt nicht zu beachten beliebte. Man wußte alles selbst, wußte alles besser.

"Ich habe bereits das zweitemal und Sie kommen nicht!" sagte der General mit gezackter Stirn zu Weißbach.

"Es hat nur das eine Mal geklingelt, Herr General," versicherte der Adjutant.

Der General erhob sich — sein Auge wuchs.

"Ach, nun fangen auch Sie an zu widersprechen."

Der Adjutant schwieg und stand still. Seine Miene war bleich. Der General streifte ihn mit einem Blick. "Nun sind auch Sie beleidigt, Weißbach, sagte er einleitend. "Es fehlte noch, daß auch Sie beleidigt sind." Der Blick des Adjutanten strahlte Vergebung.

Mit zitternden Händen ging der General hin und her. Dann blieb er vor Weißbach stehen und sagte ruhig: "Nehmen Sie sofort alle Herren telegraphisch aus dem Urlaub zurück. — Wir müssen unsere Anstrengungen verdoppeln!" sagte er schreiend hinzu.

Reserven? Als ob nicht alles Grenzen hätte. Und welchen Ton sie neuerdings belächelten? Man hatte alles, was nicht unheil, eingezogen, hatte die Lazarette ausgefüllt, Fiebernde aus den Betten gerissen, vom Operationstisch hatte man die Leiche fortgenommen, ohne jede Rücksicht.

Und Reserven?

Ja, es gab einfach keine Reserven mehr, das allein war die Wahrheit!

Das Telephon schrillte...

Im gleichen Augenblick wurde es draußen stockfinster und ein knackerndes Donner sprang mit teuflischem Gelächter über das Dächermeer von Berlin dahin. Gott sei Dank, die Hitze war unerträglich geworden.

Ein deutsches Feldgeschütz fuhr plötzlich mitten im Sandsturm an. Was wollten sie? Waren sie wahnsinnig? Verschwinden ist das Feldgeschütz —

Juchend rollt die Brandung aus Eisen und Blut. Die Kanonen knacken, als würden Knochen in der Luft zerbrochen.

Die Front wankte, kein Zweifel, keine Beschränkung mehr. Schon klangen breite Risse.

Die Mauer aus Menschenleibern, hundertfach aufgefüllt, hundertfach in Stücke geschossen, in jede Bresche stürzten sich neue Menschenleiber, ja, nun wankte sie. Diese Mauer aus Blut, aus menschlichen Gehirnen, aus menschlichen Herzen, die vor Liebe glühten und sich verzehrten — sie stürzte.

Die Karte war ausgespielt, die letzte Karte, ausgespielt gegen alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit. Sie hatte verloren.

Hunderte, Tausende von Granaten in der Sekunde, Einschlag neben Einschlag. Die Hochöfen der Welt sind gegen dich im Kampf. Die erschöpften, verbluteten Truppen sahen sich nach Unterstützung um. Die Kameraden, wo sind sie? In Finnland, Estland, Polen, Rumänien,

Mazedonien, Syrien, in der Ukraine, im Kaukasus — weit, weit, sie können nicht helfen.

Und jeden Tag entseigen zehntausend frische, mutige, wohlgenährte Männer dem Ozean.

Der Hagelsturm von Eisen rast. Explosionen, Explosionen...

Pulvermagazine fliegen in die Luft, Gasessel explodieren, Städte verschlingen die trachende Erde — das Trommelfell bricht, Blut sickert aus den Ohren...

Ueber die ganze Erde ist das furchtbare Krachen der zusammenbrechenden Mauer zu hören.

Der Kompaß

Von Berner Rowe.

Eins der wichtigsten Hilfsmittel zur Ortsbestimmung ist bekanntlich der Kompaß. Die Eigenschaft des Magnetisens, sich bei freier Bewegung in die Nord-Süd-Richtung zu stellen, war in China schon lange vor Christi Geburt bekannt und benützt. Ob aber die Kenntnis dieser Eigenschaft von dort nach dem Abendlande gekommen ist, oder ob man bei den Mittelmeerländern dieselbe Entdeckung — wenn auch viel später — selbständig gemacht hat, ist nicht festzustellen. Diese Völker benutzen die Magnetnadel seit dem 12. Jahrhundert bei ihren Seefahrten und bei den Ausfahrten von Land- und Seelarien. Bis in das 16. Jahrhundert hinein glaubte man, daß die Magnetnadel genau nach Norden zeige, und daß der Polarstern die anziehende u.

Wirksamkeit jedoch zeigt die Nadel nicht genau nach dem Nordpole, sondern nach einem anderen Punkte, den man den magnetischen Pol nennt. Bei uns weicht die Nadel um etwa 10 Grad nach Westen ab, die Nordrichtung liegt also etwas weiter östlich, als die Nadel anzeigt. Der Winkel zwischen beiden Richtungen wird Mißweisung oder Deviation genannt. Dieser Winkel bleibt nicht stets derselbe, da der magnetische Pol nicht ständig festliegt, sondern auch im Laufe der Jahre sich in kleinen kreisförmigen Bahnen bewegt. Die Kenntnis der Mißweisung ist für die Schifffahrt von größter Wichtigkeit für die Bestimmung des Reiserweges. Die Schiffe führen daher Karten mit sich, auf denen die Mißweisung angegeben ist. Wichtig für die Aufstellung des Kompasses ist, daß die Nadel nicht durch in der Nähe befindliche Eisenmassen beeinflusst wird, eine Bedingung, die bei den heutigen Stahlschiffen schwer zu erfüllen ist.

Man hat daher auch den magnetischen Kompaß schon mehrfach durch einen Rotationskompaß ersetzt, ohne daß jener jedoch dadurch verdrängt worden wäre. Diese Art Kompaß beruht darauf, daß ein sehr schnell rotierender Kreisel stets dieselbe Richtung behält, wenn er frei aufgehängt ist. In ältester Zeit unterschied man zwei Himmelsrichtungen: die Gegend des Sonnenaufganges und die des Sonnenunterganges. Bald aber folgte die weitere Teilung durch Mittag und Mitternacht und noch vor Christi die genauere Teilung in acht Himmelsrichtungen. Die Griechen führten später die Zwölftelteilung ein, die von den Geographen bis in das 15. Jahrhundert benützt wurde. Die Italiener jedoch führten von vornherein die Achtheilung ein und gaben diesen acht Richtungen die in Süditalien gebräuchlichen Namen von Winden. Daher stammt die Bezeichnung "Windrose". Neben den acht Hauptwinden wurden später noch acht Halbwinde und 16 Viertelwinde eingeführt, wodurch der ganze Kreis in 32 Winde eingeteilt war. Diese Teilung wurde von den römischen Völkern allgemein angenommen. Die germanischen Seefahrer rechnen nicht nach Windrichtungen, sondern nach — ebenfalls 32 — "Strichen", wobei die Bezeichnung "Strichrose" kommt. Erwähnt mag noch werden, daß auch die Bergleute den Kompaß benutzen, doch rechnen sie nach 24 "Stunden", entsprechend der Sonnenstellung zu den einzelnen Stunden des Tages.

S. A. N.

Die Atmosphäre der Erde

Von Werner Nowe.

Wie wir wissen, ist unsere Erde von einer Hülle von Gasen umgeben, die wir die Atmosphäre nennen. Die Erforschung der Atmosphäre hat von jeher zu einer der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft gehört. Man bedient sich dabei verschiedener Methoden. Mit Hilfe von Drachen, die wissenschaftliche Instrumente tragen, hat man als bisher größte Höhe am 3. Oktober 1907 auf dem Mount-Weather Observatorium in Amerika 7044 Meter erreicht. Der höchste Aufstieg im benannten Ballon gelang den beiden Forschern Bergson und Süring am 31. Juli 1901; sie kamen bis zu 10 800 Metern. In weit größere Höhe gelangen die sogenannten Registrierballone, das sind kleine Gummiballone, die mit registrierenden, d. h. selbsttätig aufzeichnenden Apparaten ausgerüstet sind. Der Registrierballon von Brüssel am 5. November 1908 stieg bis zu 29 000 Metern, also 29 Kilometern, empor. In dieser Höhe ist also die Atmosphäre noch so dicht, daß sie derartige Ballone tragen kann. Aus noch größeren Höhen geben uns vor allem die Sternschnuppen und die Polarlichter Kunde. Die Sternschnuppen sind winzige Weltkörper, die mit ungeheurer Geschwindigkeit in die Atmosphäre eindringen, wobei eine Hitze erzeugt wird, die die betroffene Gase zum Leuchten bringt. Man fand als durchschnittliche Höhe für das Aufleuchten der Sternschnuppen 150 Kilometer und für das Erlöschen 80 Kilometer. Gewisse Arten der Polarlichter — auf unserer Halbkugel Nordlichter — ließen sich zu 400 bis 500 Kilometer Höhe berechnen. In diesen Höhen sind also noch Lichterscheinungen möglich, so daß man wohl als Grenze der Erdatmosphäre etwa 800 Kilometer annehmen kann. Der Ausdruck „Grenze“ ist jedoch nicht wörtlich zu nehmen, vielmehr geht die Atmosphäre unmerklich in den Weltraum über, zum mindesten ist der Raum unseres Sonnensystems von unendlich fein verteilten Gasen erfüllt. Rein theoretisch berechnet mißt die „Grenze“ der Atmosphäre auf jeden Fall dort sein, wo die Anziehungskraft der Erde durch die fortschleudernde Zentrifugalkraft gerade aufgehoben wird, und das tritt bei 36 000 Kilometern Höhe ein.

Ueber die Zusammenetzung der Atmosphäre ergab sich folgendes. Die Luft an der Erdoberfläche besteht aus etwa 78 Prozent Stickstoff und 21 Prozent Sauerstoff; den Rest bilden verschiedene andere Gasarten wie das sogenannte Argon, Wasserstoff, Kohlensäure usw. Je höher man kommt, desto geringer wird der Sauerstoffgehalt, und der Stickstoff überwiegt mehr und mehr. Daneben verstärkt sich der Gehalt an Wasserstoff. Die Hauptmasse bis zur Höhe von 70 Kilometern bildet der Stickstoff, weshalb man auch von einer Stickstoffosphäre spricht. Es zeigt sich nun, daß sich die Witterungsvorgänge bis zu einer Höhe von etwa 11 Kilometern abspielen; die darüber liegenden Luftschichten sind nahezu im Gleichgewicht und haben eine Temperatur von etwa — 55° Celsius. Die Höhen von 70 bis 200 Kilometern sind erfüllt von Wasserstoff und darüber folgt ein Gas, das als Geostorionium bezeichnet wird. Selbstverständlich gibt es auch hier keine scharfen Grenzen, sondern die Gase gehen unmerklich in einander über. Schon die Schichten von 70 Kilometern Höhe nehmen nicht mehr vollständig an der Erddrehung teil, sondern bleiben um etwa 100 Kilometer in der Sekunde zurück; die äußersten Teile der Atmosphäre folgen der Erddrehung wahr-scheinlich gar nicht mehr.

Naturwissenschaft

Die Höhlenlinder im Steinhaus. Von H. Th. Sonnleitner. Mit acht Volkbildern, zwei Plänen und zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von Fritz Jaeger. Preis gebunden 19.50 Mk. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franck'sche Verlagsbuchhandlung. — „Die Höhlenlinder im Steinhaus“ bilden den letzten Band der mit so großem Beifall aufgenommenen Jugendbücher von H. Th. Sonnleitner. Wurde der Leser der „Höhlenlinder im heimlichen Grund“ gefesselt durch die Lebens- und Kulturgestaltung der Zweifelder Peter und Eberl, verfolgte er in den „Höhlenlinder im Pfahlbau“ mit Interesse die technischen Fortschritte, so genekt er jetzt beim Lesen des soeben erschienenen Abschlußbandes „Die Höhlenlinder im Steinhaus“ (Stuttgart, Geschäftsstelle des Kosmos, Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Preis gebd. 19.50 Mk.) die Erzeugung der Hochkultur, in der die dienstbar gemachten Naturkräfte die Mühen der Erfinder mit fruchtbarem Mut und köstlichem Behagen lohnen. Der Pfahlbau im Moor ist verfallen, die Dären sind ausgerottet. Ungefährdet leben Peter und Eva als Mann und Weib im selbsterrichteten Steinhaus auf der „Sonnigen Felten“. Der Hausgarten bringt reichlichen Ertrag an Gemüse und Obst, seine Begränder prägen im Schmucke angelegelter Blumen, in Rosenbeeten stapeln die heimisch gewordenen Bienenvölker Honig und Wachs für die Sonnleitner-Beule auf, himmelblau blühend wagt der Wein, goldgelb das reisende Getreide; umbezt gedehlt der Viehstand im Gelken wie im Saugarten; Mühle, Hammerwerk und Säge werden vom stürzenden Wasser getrieben. Hervorragenden Anteil am Ausbau dieser in sich abgeschlossenen technischen Welt hat Hans, der erstfunderische Sohn von Eva und Peters. Er wird zum Dichter und bildenden Künstler, in allen Fertigkeiten geschult vom schaffensfrohen Vater, überflügelt er ihn als zielbewusster Erfinder, Er wird zum Schöpfer der Lauschrift, um vorgedachte Werkzeuge vor dem Vergessen zu bewahren. Während Peters Kulturarbeit vom erreichten Höhepunkt zu Stillstand und Rückschritt führt, treibt den Sohn die Sehnsucht nach der großen Welt zu Flugversuchen. Ihr Mißgelingen vernichtet seine Sehnsucht nicht. Als fühner Kletterer überwindet er die eisbedeckten Höhen und findet sich draußen in der „großen Welt“ ein Weib nach dem Herzen Evas. Die Geschichte endet mit einem Jauchzer, der nachklingt in der Seele des Lesers. — „Ein hohes Lied der Arbeit“ hat ein Kritiker den 1. Band der Höhlenlinder genannt. Die Verachtung dieses Urteils hat der 2. Band und in höchstem Grade der 3. Band erwiesen. Im jungen wie im gereiften Leser hinterläßt die fesselnde, mit poetischen Schönheiten reich durchsetzte Darstellung der innerweltigen Kulturarbeit „dann dem Zwang der Nöte“ immer wieder wirkende Antriebe zu freistlichem Schaffen im Dienste der Gesellschaft. Um der köstlichen Durchgeistigung der Arbeit willen, sollen die Höhlenlinder Jahr für Jahr im Hochzeits des Weihnachtsbaumes unseren Nachwuchs grüßen. In jeder Familien-, Schul- und Vereinsbücherei sollen sie dazu dienen, daß die Zahl der Arbeitswilligen wachse — auf jedem Gebiete.

Von Leben und Tode

kos. Der Knochen als Vermächtnis. Ein besonderes Vermächtnis ist einst dem berühmten Berliner Arzt Dr. Heim gefallen. Im Jahrgang 1792 der Berlinischen Monatschrift wird darüber berichtet: „Die wahre Philosophie lehrt nicht bloß alle äußeren Glücksfälle, sondern auch den Leib selbst als etwas Fremdes, Ungleichartiges anzusehen, welches so wenig unser Ich ausmacht, als die Bekleidung des Körpers d. h. Körper ausmacht. Es gehört aber schon eine nicht gemeine Seelenstärke dazu, wenn diese Denkart, auch auf den Todesfall, in wirkliche Handlung übergeben soll, so daß man ebenso gelassen und kaltsblütig über einen Teil seines Körpers verfügt, als man eine Dose oder eine Uhr vermacht. Diese Seelenstärke besaß und

Beweis der Königl. Geheimrat und Staatssekretärus Freiherr von Dandelmann, ein auch sonst wohlwollender und verdienstvoller Mann, welcher gewiß die Achtung aller Rechtschaffenen, die ihn kannten, mit ins Grab genommen hat. Hier ist seine Verfügung: „Nachdem mir mein bisheriger Leibartz, Herr Hofrat Heim, auf mein geschehenes Ansuchen, die Gefälligkeit zu erweisen versprochen, nach meinem bevorstehenden Ableben meinen Körper zu sezieren, wofür ich ihm meinen herauszunehmenden Brustknochen, als ein in der Anatomie angeblich seltenes Stück, hiermit und in Kraft dieses ausdrücklich vermacht haben will, so werden meine Kinder und Nachbleibenden sich hiernach gebührend achten, der vorzunehmenden Sezierung in keinem Stücke entgegen zu sein, sich begeben, dahingegen dem Herrn Hofrat Heim das vorgedachte Vermächtnis unverzüglich verabsolgen lassen, dessen ich mich zu ihrer kindlichen Liebe und Gehorsam verseehe.“

Berlin, den 1. Juni 1792.

Friedrich Karl Nikolaus Freiherr v. Dandelmann.

Den 18. dieses (Juni) 1792 starb dieser brave und rechtschaffene Mann. Den Tag darauf habe ich ihn sezieren lassen und das mir bestimmte Vermächtnis in Besitz genommen. Heim.“

kos. Zum Gespött aufgehängt zu werden, ist eine Sitte, die in China weit verbreitet ist. Hat dort ein Polizist, der sich obendrein noch durch eine Trommel, die er schlägt, dem lichtscheuen Gesindel bemerkbar macht, trotzdem einen Verbrecher gefangen, so geht dieser vor dem Mandarin, der allein das richterliche Amt in öffentlicher Sitzung ausübt, der wohlverdienten Strafe entgegen. Die gewöhnlichsten Strafen sind Stockriebe oder das Knagtragen, d. h. der Verbrecher muß zwei schwere Bretter mit einem Ausschnitt für den Hals, ähnlich einer mittelalterlichen Halskrause, oft wochen- und monatelang umhergeschleppen. Zuweilen läßt das Volk jedoch selbständige Lynchjustiz aus und hängt den Uebelthäter an einem Baum auf, ohne ihm ernstlichen Schaden zu tun. In dieser lächerlichen Haltung ist er dann für eine halbe Stunde dem Gespött der Vorübergehenden preisgegeben, ähnlich denen, die in Deutschland vor Zeiten im sogen. „Stod“ saßen. H-r.

Humor und Scherz

Geizkörperverletzung. Als am 1. November unsere Zentralheizung noch immer keine Anstalten machte, aus ihrem sommerlichen Pflanzgarten herauszutreten, ließ ich in meinem Arbeitszimmer einen eisernen Ofen setzen und begann einzulackeln. Gestern war der Hauswirt oben. „Hören Sie man,“ sagte er, „der geht nicht, der Se hier so 'ne Hitze verursachen! Die Hej-Löwa sind vorichles Jahr frisch jostriehen worn — da weicht ja der ganze Lad uff!“ („Uff“) Nicht nötig. „Kann Dein kleiner Bruder schon sprechen?“ — „Nein. Warum soll er denn sprechen? Er braucht ja bloß zu schreien, dann bekommt er alles, was er will!“

kos. Wein-Spitnamen. Im Mittelalter wurde der schlechte saure Wein, „davon die Quart nicht ganz drei Heller galt“ am Rhein „Ratsmann“ geheißt, aber wohl schwerlich aus dem unschuldigen Grunde, den ein späterer Chronist angibt, wenn er meint: „denn wieviel man dessen trank, ließ er doch den Mann bei Verstand, gleichwie alle Ratsleute verständig sein sollten.“ Eine andere Bezeichnung für schlechten Wein ist „Dreimännerwein“, der nur dergestalt getrunken werden kann, daß zwei Männer den Trinker festhalten, damit ihm ein Dritter das edle Nash in die Kehle gießen könne. „Rambach“ heißt der grobe, rohe Volterer unter den Weinen. Des Dr. imännerwein würdiger Kollege ist der „Strumpfwein“, ein Geselle von so saurer Miene, daß bei seinem bloßen Anblick die größten Löcher in den Strümpfen sich von selber zusammenziehen. Dem oberdeutschen „Babenwein“ entspricht der rheingauische Groschenbürger, als der Chorführer sämtlicher „Ausscherweine“.